Eur.
306

~~Cur. U. 59 m~~
306

Geheimnisse

zur

Erläuterung der Geschichte unserer Zeit.

1761.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem

Wohledlen, Vesten und Gelehrten

Herrn

Georg Matthias Josephus April

Hochverdienten kaiserlichen Notarius Publicus,

Seinem hochgeehrtesten Herrn und Gönner.

Wohledler,

Vester und Gelehrter Herr Notarie,

Hochgeehrtester Gönner.

Wenn ich mir die Freyheit nehme, Ew. Wohledlen diese geringen Blätter unter lebhaftesten Empfindungen einer nicht den gemeinen Ehrfurcht und Ergebenheit gehorsamst zuzuschreiben: so ist solches ein nur kleines Opfer, welches ich Ihnen im Namen des ganzen christkatholischen Publici für Dero ungemein großen Verdienste um die gute Sache, mit dem tiefsten Reverenz von der Welt darzubringen habe. Wir Schriftsteller, sonderlich wir politischen Schriftsteller, deren Ausdünstungen die Presse alle Woche zweymal zu beschäftigen pflegen, wir, sage ich, sind die kleinen Staatsminister dieses Publici, und wir allein haben seinen Lob und Tadel, seinen Beyfall und Unwillen, seinen Segen und Fluch mit ungebundnen Händen auszutheilen. Von dem Hospodar in der Wallachey an bis auf den Conrector in Großkleinungen, erhält jeder Sterblicher die Taxe seiner Verdienste nur allein von uns. In den von unsern Ahnherrn geerbten Lehnstülen, wie der Heilige in seiner Nische sitzend, richten wir die Welt und sprechen Urtheile, von denen alles Appelliren schlechterdings umsonst ist.

Der

Der Dank, den ich Ew. Wohledlen im Namen des rechtgläubigen Publici schuldig bin, ist im höchsten Grad gerecht und gegründet. Dieselben waren ohne Zweifel durch ganz besondre Regierung Gottes, zu dem gesegneten Rüstzeug bestimmt, welches sich vor den Riß stellen und dem größten Ketzer unter der Sonnen Worte der Acht, Worte des Todes bringen sollte. Aber, ach! der Unglaube seines Gesandten gieng soweit, daß er sich auch nicht entblödete, Ew. Wohledlen mit den fürchterlichsten Geberden anzuschreyen, Sie, ohne Rücksicht auf Dero tragendes heiliges Amt mit dem unchristlichen Namen eines **Flegels** zu belegen, ja gar mit eigenen Händen Dieselben die Treppe hinunter zu werfen. Ich habe Thränen vergossen, als ich diese Grausamkeit aus den Zeitungsblättern ersahe; ich habe aber deren noch unendlich mehrere weinen müssen, als mir die von Ew. Wohledlen dem Reichshofrath zugeschickte species facti zu Gesichte kam, die so wehmüthig abgefasset ist, daß auch noch nach langen Jahrhunderten, unsre Enkel sie nicht ohne Thränen werden lesen können. Ich kenne einen Musicus, der sie vollkommen schön komponirt hat, und sie in der Hauptkirche einer grossen Stadt alle Jahr auf dem **ersten Aprill** musikalisch aufführen wird.

So vielen Antheil ich inzwischen an Dero Schicksal genommen habe; so ist mir doch oft aus wahrer Achtung gegen Sie, ein Wunsch

entfahren, der zwar ein wenig hart klinget, aber doch eine vollkommen christliche Liebe zur Quelle hat. Er lautet ohngefähr so: „Möchte er doch dieser theure Knecht Gottes und des Reichshofraths ein völliger Blutzeuge der guten Sache geworden seyn! Möchte er doch auf dieser unheiligen Treppe seinen heiligen Hals gebrochen haben!„ Lassen Sie sich diesen Wunsch nicht befremden. Dero Sele würde alsdann nicht nur von Mund auf gen Himmel gefahren seyn, ohne sich erst im Fegefeuer der Salivationskur zu unterwerfen: sondern Sie würden auch noch den Vortheil davon gehabt haben, daß noch lange nach ihrem Tode tausend und aber tausend andächtige verliebte Frauenzimmer Ihre Gebeine als kostbare Reliquien eines der größten Märtyrer geküsset, und von dem Dervis ihrer Moschee den Segen der Fruchtbarkeit erwartet hätten. Wie viel Gutes hätten sie nicht noch stiften können?

Jedoch wer weis, was für ein schöner Märtertod Ew. Wohledlen noch bevorstehet. Wenigstens wäre es himmelschade, wenn Dero große Talenten zu dieser Art von Expeditionen im Schweistuch vergraben bleiben sollten. Ich will Denenselben nichts prophezeyen. Ist mir Dero zeitliche Wohlfahrt lieb, so ist mir Ihre ewige noch weit lieber. Meine Gedanken mögen indessen eintreffen oder nicht:

so werden Sie an dem bösen und ungläubigen König, der schon seit fünf Jahren der ganzen christkatholischen Welt so viel zu schaffen macht, einmal hinlänglich gerochen werden. Mit welchem edlen Stolz werden Sie nicht einmal herabschauen können; Sie, die sie nach diesem Leben, von Sehraffen bedient, in der auf ihn verklärten Gesellschaft eines **Herostrat***), **Loyola**, **Malagrida** und andrer Blutzeugen an der Tafel Abrahams, Isaacs und Jacobs sitzen werden, wenn hingegen dieser Schutzgott der allerverruchtesten Ketzer in der untersten Hölle mit dem **Marcus Aurelius**, dem **Antonius**, dem **Sokrat**, **Plato**, **Pope**, **Leibnitz**, und andern Verführern des menschlichen Geschlechts ewig wird gemartert werden? Mit welcher heiligen Freude Sie werden alsdann Ihre verklärten Augen an seinen Qualen weiden können! Ein solches Vergnügen gilt warlich mehr, als tausend gebrochne Hälse.

Doch genug hiervon. Ich nehme mir die Freyheit, Ihnen im Namen des Publici mit

 dieser

*) Dieser ehrliche Mann hatte aus frommen Eifer den ketzerischen Dianentempel zu Ephesus angezündet; welches nur um derjenigen Leser willen erinnere, denen die Geschichte der ersten christlichen Kirche nicht bekannt seyn möchte.

dieser kleinen Schrift ein Geschenk zu machen, ob ich gleich sehr zweifle daß ein Buchhändler im ganzen heil. Röm. Reich Ihnen ein einiges Exemplar unentgeltlich wird zukommen lassen. Das ist aber nicht meine Schuld. Wenigstens sehen Sie doch hieraus den guten Willen dessen, der mit wahrer Hochachtung zeitlebens verharret,

Wohledler,

Vester und Gelehrtester Herr,

Hochgeehrter Herr Notarie!

Ew. Wohledlen

B. den 1. April
1761.

zum Gebet und Fürbitte
verbundenster

Verfasser.

Einleitung.

Ehe ich meine geheimen Nachrichten völlig auskrame, habe ich noch ein paar Worte mit meinen Lesern ins geheim zu sprechen. Es fehlt uns, Gottlob! nicht an Schriften, die den in unsern Tagen entstandenen Krieg beschreiben und der Nachwelt aufbehalten werden. Aber ein großer Theil derselben, nemlich diejenigen, welche zu Berlin und andern ähnlichen Orten herauskommen, sind so entsetzlich partheyisch, daß man sie selten ohne Weinen, niemals aber ohne Ekel lesen kann. Ein andrer Theil, der übrigens von wolgesinnten Federn ausgearbeitet worden, bestehet aus magern und weitläufigen Tageregistern oder auch aus Deductionen, die so entsetzlich gelehrt und gründlich geschrieben sind, daß schon mehr als einer meiner Freunde dar-

über das Rothlaufen bekommen hat. Alle diese Schriften haben mir nie ein Gnüge gethan. Die Welt wird von Tage zu Tage gesitteter und aufgeklärter. Der Geschmack des Publici läßt sich daher auch nicht mehr mit trocknen Altagswahrheiten und frostigen Sittenlehren befriedigen. Die feine Welt liebet das Neue, das Sonderbare, das Unerwartete; und dieser Geschmack ist höchst lobenswürdig. Zum Unglück haben wir kaum zwey bis drey Schriften aufzuweisen, die die Geschichte unserer Zeiten auf eine diesem Geschmack gemässe Art abgehandelt haben. Ein erschreckliches Unglück, welches die Armut unsers Jahrhunderts auf eine unwidersprechliche Art beweiset!

Ich werde also ohne allen Zweifel wohl auf mehr als eine Ewigkeit Staat machen können, da ich in diesen Blättern einige Umstände zusammen getragen, die für das menschliche Geschlecht äusserst interessant sind. Daß jemand die seltsame Frage aufwerfen wird, woher ich diese Nachrichten genommen habe, will ich nicht hoffen. Aus den Fingern habe ich sie gewis nicht saugen können, und aus vornehmen und geheimnisvollen Correspondenzen habe ich sie auch nicht geschöpft, und ich glaube dennoch befugt zu seyn, sie Geheimnisse nennen zu können; vornehmlich aber darum, weil sie einem großen Theil der Welt unbekannt sind, und

sich

sich unter der ungeheuren Menge von bekannten Alltagsnachrichten gar leicht zu verlieren pflegen.

Man wird noch einen Vortheil aus dieser Schrift haben. Man wird daraus sehen lernen, daß Könige auch Menschen sind, und oft mehr menschliches, d. i. schwaches an sich haben, als der Bürger und Handwerksmann. Dies ist ein Umstand, den man bey den großen Welthändeln oft nur zu sehr aus den Augen zu setzen pflegt. Große Kriege die ganz Europa zerrüttet haben, sind oft aus keiner andern Quelle hergeflossen, als die kleinen Zänkereyen zwischen drey oder vier eigensinnigen Nachbarn, die blos deswegen nicht Myriaden von Menschen die Hälse gebrochen haben, weil der eine ein Schuster, der andre ein Käsekrämer, der dritte ein Altreisser und der vierte ein Müßiggänger ist, keiner von ihnen aber eine Krone träget. Diese Betrachtungen sind von ungemein großem Nutzen. Sie lehren uns die großen Kleinigkeiten dieser Welt verachten, die oft bis zur Abgötterey getriebene Ehrfurcht für Fürsten vermindern, und alles das, was man auf dieser Halbkugel Glück und Unglück zu nennen pflegt, mit einer Art von Gleichgültigkeit ansehen und ertragen. Eine Gesinnung die zu unsrer Gemüthsruhe unumgänglich nothwendig ist.

Ich

Ich habe zu dem Ende vorerst einige Höfe geschildert, die bey den jetzigen Welthändeln die vornehmste Rolle spielen. Ich habe die hier vorkommenden Nachrichten aus mehrentheils kleinen Schriften theils gesammelt, theils nur übersetzt, die sich entweder schon vergriffen haben, oder doch um andrer Ursachen willen selten sind. Ich hätte sie anführen können, wenn ich Lust gehabt hätte, meiner Arbeit das Ansehen eines gelehrten Werks zu geben.

Erstes Capitel.

Von dem königlichpreußischen Hofe.

Der König ist fünf Fuß und zwey Zoll groß; er ist ziemlich proportionirt, aber doch nicht vollkommen wol gebildet, indem ihm eine etwas gezwungene Stellung eigenthümlich ist. Dem ohngeachtet ist seine Figur angenehm und geistreich. Er ist der höflichste Mann von der Welt, hat eine ungemein gnädige und leutselige Stimme, auch wenn er fluchet. Er redet besser französisch als deutsch, und bedienet sich seiner Muttersprache niemals, als nur gegen solche, die kein französisch verstehen. Er hat ein schön hellbraunes Haar, und trägt beständig einen Haarzopf, accommodiret sich auch seine Haare jederzeit selbst. Niemals bedienet er sich einer Nachtmütze, noch eines Schlafrocks, noch der Pantoffeln; blos zum Pudern hat er einen schlechten leinenen Mantel. Das ganze Jahr trägt er sich so, wie sein erstes Battaillon Garde, und die Stiefeln kommen ihm nie von den Füssen. In Schuhen zu gehen, oder den Hut unter den Arm zu tragen, ist ihm etwas vollkommen unbekanntes, und diese Kleinigkeit giebt ihm in den Augen eines galanten Franzosen ein seltsames und gezwungenes Ansehen. Bey der Vermählung seiner Prinzeßinn-Schwester, der

jetzigen Königinn von Schweden, trug er eine Uniform von Gros de Tou'rs, das war sein ganzer Staat.

Alle Tage stehet er des Morgens um fünf Uhr auf und arbeitet; wenigstens bleibt er bis um drey Viertel auf sieben allein. Um sieben Uhr kleidet er sich an; man bringt ihm die Briefe, Bittschriften uud Memoriale, die er sich vorlesen lässet. Von neun bis um eilf sind seine Minister, oder vielmehr seine Gens d'Affaires, bey ihm. Auf dem Schlag eilf lässet er seine Garde auf die Wache ziehen, wobey er denn allemal selbst kommandiret, ausser wenn er krank ist. Um halb zwölf gehet er wieder auf das Schloß, wartet etwa vier oder fünf Minuten auf einem Saal, ob ihm etwa jemand etwas zu sagen hat. Hierauf gehet er wieder in sein Zimmer, und arbeitet entweder allein, oder mit seinen Ministern, wenn er vor der Parade nicht mit ihnen fertig worden.

Um halb eins setzet er sich zur Tafel, an welcher fast allemal die Officiers seines ersten Battaillons mit speisen. Die Tischgesellschaft bestehet gemeiniglich aus vier und zwanzig Personen; niemals werden mehr als sechzehn Schüsseln aufgesetzt, und diese werden alle auf einmal aufgetragen. Die Tafel dauert eine Stunde, worauf er mit einem von der Tischgesellschaft etwa eine Viertelstunde spatziren gehet, einen Reverenz macht und in sein Zimmer begiebt. Diese Reverenze, mit denen er sehr

frey-

freygebig ist, scheinen schon zur Gewohnheit bey ihm geworden zu seyn.

Bis um fünf Uhr bleibet er alleine. Alsdann kommt sein Vorleser, welches gemeiniglich der **Marquis d'Argens** ist. Das Lesen dauert bis um neun. Der König ist ein großer Musicus und spielt die Flöte unvergleichlich. Sein tägliches Concert besteht fast ganz allein aus blasenden Instrumenten, die die beßten in ganz Europa sind. Seine Sänger sind die einigen in ihrer Art, weil er das Mittelmäßige nicht leiden kann. Um neun kommen seine schönen Geister, worunter **Voltaire, Maupertuis, Algarotti** und andere ehedessen die vorzüglichsten Stellen bekleideten. Diese Gesellschaft ist niemals stärker als acht Personen, den König und einen oder zwey Favoriten mit inbegriffen. Um halb zehn wird gegessen, und die Mahlzeit besteht aus acht Schüsseln. Das Abendessen dauert fast bis eilf Uhr, und wenn es zwölf schlägt, legt sich der König schlafen.

So werden die vier und zwanzig Stunden des Tages das ganze Jahr hindurch zugebracht, sonderlich in den neun Monaten, da er zu **Potzdam** ist; es müßte denn eine wichtige Hindernis dazwischen kommen, desgleichen die Revuen sind. Spiele, Jagden, Spatzierfahrten und vornemlich die vermischten Gesellschaften beiderley Geschlechts, alle diese Lustbarkeiten sind ihm unausstehlich.

Zu dem Aufwand für seine Tafel in der Küche sind täglich drey und dreyßig Thaler ausgesetzt, wofür er 24 Schüsseln bekömmt, 16 zu Mittag und 8 des Abends, 24 Couverts des Mittags und 8 des Abends, welche Zahl niemals als nur in ausserordentlichen Fällen überschritten wird. Wenn mehr als 24 Personen bey der Tafel sind, so wird, sollte es auch ein Gallatag seyn, für jede dieser Personen nicht mehr als ein Thaler in die Küche bezahlt; doch werden die großen Seefische und das Wildpret besonders von ihm vergütet. Von den drey und dreysig Thalern bezahlt der Entrepreneur das Holz, Kolen, die Unterhaltung des Küchengeschirres, kurz, alles was zur Küche gehöret, den Sold der Küchenbedienten nur allein ausgenommen. Er hat vier Köche, einen Franzosen, einen Italiäner, einen Preußen und einen Oesterreicher. Jeder macht 4 Schüsseln Mittags und 2 des Abends, der König mag da seyn oder nicht, weil er die Officiers von dem ersten Battaillon Garde das ganze Jahr durch speiset. Sie bekommen zum Getränke wechselsweise den einen Tag Bier, und den andern eine Bouteille Wein auf zwey Personen. Er giebt auch täglich drey große Schüsseln Fleisch oder Braten nebst Bier und Brod für die Officiers der beiden übrigen Battaillons der Garde zu Fuß her.

Der König besitzt viel Witz und ein wenig

mehr

mehr von den Wissenschaften, als Könige und Fürsten gemeiniglich zu lernen pflegen. In der Kriegskunst ist er vortreflich, er ist im Stand, allen möglichen Nutzen aus derselben zuziehen. Er nimmt keinen Rath von andern an, verlanget ihn auch nicht, leidet niemals Widerreden noch Vorstellungen. Er kennet seine Stärke in den Werken des Witzes; sein Squelet von Apollo, ich meine den Hrn. von **Voltaier**. sagte einsmals: **wie lange wird er mich noch hinschicken, seine schwarze Wäsche zu waschen?** Er hat niemand als nur nützliche Leute in seinem Dienst, die im Stande sind, ihrem Amte ein vollkommnes Gnüge zu leisten, und kein König auf der Welt wird mit wenigerm Geld besser und treuer bedient, als er. Alle grosse Ehrenstellen bey Hofe haben sehr sehr geringe Besoldungen. Er hat keine Statthalter und Gouverneurs in seinen Provinzen, sondern er regieret hier alles selbst. Bey andern Mächten macht dieser Artikel einen ungeheuren Aufwand, hier verdienet der König diese Summen selbst. Ein Capitain, der eine Compagnie hat, stehet sich vollkommen gut, ohne daß es dem Könige was kostet. Der Urlaub, den er der Hälfte seiner Compagnie auf neun Monate geben kan, macht sein Glück. Der König bezahlt die ganze Compagnie das ganze Jahr hindurch und die Beurlaubten bekommen in diesen 9 Monaten nichts.

Die Garde du Corps ist nur durch die Montur von seinen übrigen Soldaten unterschieden;

sie bekommen so viel Schläge als die andern. Die Königinn, die Prinzessinnen und Prinzen wissen nicht, was es heisset, eine Garde haben, und wenn der König nicht in Pozdam ist, so hat er auch keine.

Er hat einen Canzler, der der niemals spricht, einen Oberjägermeister, der sich nicht getrauet eine Wachtel zu schiessen, einen Oberhofmeister, der nichts zu befehlen hat, einen Mundschenk, der nicht weis, ob Wein im Keller ist oder nicht, einen Oberstallmeister, der nicht befugt ist, ein Pferd satteln zu lassen, einen Cammerherrn, der ihm noch niemals sein Hemd dargereicht hat, einen Grandmaitre der Garderobe, der nicht weis, wer sein Schneider ist. Alle diese Bedienungen waren noch vor wenig Jahren in der Person eines einigen Mannes vereinigt, der Fredersdorf hies, und ausserdem noch sein ordentlicher Kammerdiener, Kammerjunker und Cabinetssecretär war. Dieser Fredersdorf hatte sein Glück der Flöte zu danken. Er war unter der vorigen Regierung noch Hautboist bey dem Regiment des Feldmarschalls von Schwerin. Dieser schenkte ihn dem jetzigen Könige und damaligen Kronprinzen zu einer Zeit, da ihm die Annehmlichkeit der Musik in einer verdrüßlichen Einsamkeit vielleicht sehr nothwendig war. Alle Grossen werden mit dem Tittel Excellenz bezahlet.

Seine ganze Kammerbedienung bestehet in acht Pagen, eben so vielen Kammerlaqueien,

vier

vier Läufern und sechs jungen Leuten, die nach Art verschiedener orientalischer Völker gekleidet sind, alle aber rosenfarbne mit Tressen besetzte Kleider tragen. Sonst liebet er überhaupt die dousen Farben. Er hat zu seinem Gebrauch kaum 130 Pferde, und keine einige Kutsche, die 100 Thaler werth wäre.

Um den Schustern Unterhalt zu verschaffen, die im Lande wimmeln, verbot er, hölzerne Schuhe zu tragen, die sonderlich in Preussen sehr beliebt waren. Was erfolgte daraus? die Hälfte seiner Unterthanen gehet auf dem Lande barfus. Er erlaubet die Soldaten zu prügeln und verbietet ein Postpferd zu peitschen.

Leute, die am meisten um ihn sind, wollen versichern, daß seine Höflichkeit ihm nicht natürlich sey. Sie sagen, es wäre ein Ueberrest derjenigen Zeiten, da er des Beystandes der ganzen Welt wider seinem Hrn. Vater nöthig hatte. Er hat denen nicht viel Gutes erwiesen, die sich damals mit Gefahr ihres Lebens für ihn ins Mittel schlugen; aber er hat auch denen nichts Böses gethan, die ihn am meisten verfolgen helfen.

Die königliche Frau Mutter war, als sie noch lebte, das einige Frauenzimmer, für welches er eine Art von Achtung hatte. Sie hatte jährlich 100000 Rthlr. zur Unterhaltung ihres Hofstaats; wovon sie aber noch Schätze sammelte. Alle Woche war viermal bey ihr Apartement, wo aber niemand ungeladen erscheinen

durfte. Sie wohnte im Schlosse sehr schlecht, und ihr **Montbijou**, welches nahe am Thor in Berlin liegt, wäre für eine Privatperson so ziemlich artig gewesen.

Die regierende Königinn ist die beste Dame von der Welt. Sie speiset das ganze Jahr allein. Alle Donnerstage hält sie Apartement und um 9 Uhr begiebt sich jederman nach Hause. Im Schlosse zu **Berlin** wohnet siie im zweiten Stock und **Schönhausen** ist ihr Lustschloß. Bey einer gewissen zahlreichen Versamlung der Grossen des Hofs, gleich nach Antritt der Regierung des Königs, küßte er seine Gemahlin öffentlich und sagte: **dies ist eure Königinn.** Vielleicht hat sie nach der Zeit niemals einen Kus wieder bekommen.

Der verstorbene Prinz von **Preußen** war in der Denkungsart dem Könige gleich, hatte aber lange nicht so viel Witz und Gelehrsamkeit. Er war der liebste Sohn des vorigen Königs, der ihm auch bey seinem Tode seinen kleinen Schatz vermachte, womit aber nachmals eine Veränderung vorgenommen wurde. Dieser kleine Schatz bestand aus 30 Millionen. Er bekam jährlich 120000 Rthlr. wovon er noch Geld sammelte. Er lebte sehr sparsam, verstand die Handlung und war der stärkste Holzhändler in den Staaten seines Herrn Bruders.

Der Prinz **Heinrich** ist der liebenswürdigste Herr von der Welt. Er ist höflich, freygebig und ein

ein Liebhaber von aufgeweckten Gesellschaften. Er hatte ohngefehr 80000 Rthlr. Einkünfte, die ihm sein Herr Vater noch bey seinem Lebzeiten aus den confiscirten Gütern aussetzte.

Der Prinz **Ferdinand** ist klein und mager; er liebt den Trunk und niemand hat gerne etwas mit ihm zu thun. Er hat 100000 Rthlr. Einkünfte, auch aus confiscirten Gütern. Er isset gerne, wo es ihm nichs kostet, sammelt Geld und hat sich noch in keinem Stücke sonderlich hervorgethan. Was von den Einkünften, der Prinzen gesagt worden, versteht sich von ihren Appanagegeltern; die Einkünfte von den Regimentern nicht mitgerechnet.

Voltaire war der vornehmste unter denen, die von dem Könige mit den Namen eines Freundes beehret wurden. die Geschichte des Gelehrten ist mit der Geschichte des Königs zu genau verbunden, als daß nicht auch ein paar Worte von den erstern sagen sollte. **Voltaire** ist lang, hager schwarz, im Gesichte und hat mit dem Apoll keine andere Aehnlichkeit, als in Absicht des Witzes. Der König hatte schon, da er noch Kronprinz war, einen vertrauten Briefwechsel mit ihm geführet, und 1742 zog er ihn gar von **Paris** nach **Berlin**. **Voltaire** ward Kammerherr und bekam 12000 Rthl. Gehalt. Er hat alle rühmliche Eigenschaften der schönen Geister, aber auch alle ihre Schwachheiten. Die Schoossünde der Dichter, ich meine die Liebe, führte ihn zuweilen in solche Versuchun-

gen, daß er sich auch nicht entblödete, sein poetisches Gerippe bis zu Prinzessinnen zu schwingen. Doch der Schwung ist eine wesentliche Eigenschaft der Dichter und die Licentia poëtica hat gar weite Gränzen. Als **Voltaire** noch in **Berlin** war, that er einer großen Prinzessin folgende Liebeserklärung:

SONGE.

Souvent un Air de verité
Se mêle au plus grossier mensonge:
Cette nuit dans l' erreur d' un Songe
Au rang des Rois j' étois monté.
Je vous aimois alors et j' osois vous le dire.
Les Dieux à mon reveil ne m' ont pas tout ôté,
Je n' ai perdu que mon Empire.

Allein, die Antwort, die er bekam, war dieses Antrags würdig. Scharfsichtige Leser, werden gleich errathen, aus wessen Feder sie geflossen.

RE'PONSE.

On remarque pour l' ordinaire,
Qu' un Songe est analogue à nôtre Caractere.
Un Heros peut rever, qu' il a passé le Rhin,
Un Marchand, qu' il a fait Fortune,
Un Chien, qu' il aboïe la Lune.

Mais

Mais que Voltaire, en Prusse, à l' aide d' un Mensonge
S' imagine d' être Roi, pour faire le Faquin,
Ma foi, c' est abuser d' un Songe.

Auf deutsch könnten beide Stücke so lauten:

Ein Traum.

Es mischt ein Schein der Wahrheit sich
Oft mit der allergröbsten Lügen:
So träumte vorge Nacht zum wahren Beyspiel mich.
Als wär ich bis zum Rang der Könige gestiegen.
Da liebte, da verehrt ich dich.
Doch beym Erwachen ist nicht alles mir genommen;
Ich bin nur um mein Reich gekommen.

Antwort.

Es stimmt gemeiniglich ein Traum, wie man es siehet,
Mit unserer Gemüthsart ein.
So träumt dem Held, er gehe übern Rhein,
Dem Kaufmann, daß er viel Gewinn und Vortheil ziehet,
Dem Hund daß er zum Monde bellt.
Doch daß so gar Voltair in Preussen,
Im Traume sich für einen König hält,
Um nur ein rechter Narr zu heissen,
Muß wol von einem Traum der größte Misbrauch seyn.

Es sollte mir nicht schwer fallen, eine Menge dergleichen kleinen Abentheuer anzuführen; allein sie sind von meinem Endzweck zu weit entfernt. Ein Stück kann ich inzwischen nicht mit Stillschweigen übergehen, weil es unstreitig ein Meisterstück seiner Art und zugleich ein Beweis von der Denkungsart des Königs ist, von welcher ich hernach reden werde. Der **Cardinal Quirini** ersuchte den Herrn von **Voltaire**, die neue katholische Kirche zu besingen, mit deren Bau 1747 in **Berlin** der Anfang gemacht worden. **Voltaire** beantwortete dieses Zumuthen in folgenden Briefe!

Eh, quoi! Vous voulez que je chante
Ce Temple orné par vos bienfaits,
Dont aujourd' hui Berlin se vante?
Je Vous admire et je me tais.
Comment? Sur les bords de la Sprée,
Dans cette infidéle contrée,
Où de Rome on brave les loix,
Pourrois-je elever une voix
A des Cardinaux consacreé?
Eloigné des Murs de Sion,
Je gémis en bon Catholique,
Hélas! mon Prince est hérétique,
Et n' a point de devotion.
Je vois avec Componction,
Que dans l' infernale Sequele,

Il ſera près de Ciceron,
Ou d' Ariſtide ou de Platon,
Ou vis à vis de Marc-Auréle!
On ſait que ces eſprits fameux
Sont punis d' une nuit profonde.
Il faut qu' il ſoit damné comme eux,
Puisqu' il vit comme eux dans le monde.
Mais ſurtout, que je ſuis fâché,
De le voir toûjours entiché
De l' enorme et cruel péché,
Que l' on nomme la Tolerance!
Pour moi je fremis, quand je penſe
Que le Muſulman, le Payen,
Le Quakre et le Lutherien,
L' enfant de Genève et de Rome
Chez lui tout eſt reçû ſi bien,
Pourvû que l' on ſoit honnête Homme,
Pour comble de Méchanceté,
Il a ſû rendre inutile
Cetre ſainte inhumanité,
Cette haîne, dont ſans ſcrupule,
S' armoit le Devot entêté,
Et dont ſe railloit l' Incredule.
Que ferois-je, grand Cardinal?
Moi, Chambellan très inutile,
D' un Prince endurci dans le mal,
Et proſcrit dans nôtre Evangile?
Vous, dout le front prédeſtiné,

A nos yeux doublement éclate!
Vous, dont le Chapeau d' écarlate
Du lauriers du Pinde est orné;
Qui marchant sur les pas d' Horace,
Et sur ceux de Saint Augustin,
Suivez le raboteux chemin
Du Paradis et de Parnasse!
Convertissez ce rare esprit!
C' est à Vous d' instruire et de plaire.
Hé, la Grace de Iesus - Christ
Chez Vous brille en plus d' un Ecrit
Avec les trois Graces d' Homere!

Ohnerachtet ein solches Gedicht in einer Uebersetzung nothwendig viel verlieren muß: so will ich es doch um derer willen auch deutsch hersetzen, die des Französischen nicht kundig seyn möchten.

„Wie! Du verlangest, daß ich den durch deine Wohlthaten geschmückten Tempel besingen soll, mit welchem nunmehr Berlin pranget? Ich sollte an den Ufern der Spree, in diesem ungläubigen Lande, wo man die Gesetze Roms verspottet, eine Stimme erheben können, die Cardinälen geheiliget wäre? Fern von den Mauern Zions seufze ich als ein guter Katholik; denn, ach! mein Prinz ist ein Ketzer und besitzt nicht die geringste Andacht. Ich sehe mit Schmerzen, wie er einmal in der höllischen Reihe neben dem Cicero, oder dem

Aristid,

Aristid, oder dem Plato, oder gegen den Markus Aurelius über sitzen wird. Man weis, daß diese berühmten Geister in der ewigen Nacht gestraft werden. Wie sehr aber schmerzet es mich vor allen Dingen, ihn immer von der erschrecklichen und grausamen Sünde, die man die Toleranz nennet, angestecket zu sehen! Ich wenigstens zittere, so oft ich daran gedenke, daß der Musulman, der Heide, der Quaker, und der Lutheraner, das Kind Genevs und das Kind Roms so bereit und willig bey ihm aufgenommen worden, wenn man nur ein ehrlicher Mann ist. Die Bosheit aufs höchste zu treiben, hat er jene heilige Unmenschlichkeit, jenen Haß, womit sich der eigensinnige Andächtige ohne Bedenken bewafnete, worüber aber der Ungläubige spottete, lächerlich zu machen gewust. Was sollte ich wol thun, großer Cardinal? Ich, der ich ein sehr unnützer Kammerherr eines Prinzen bin, der in dem Bösen verstockt und in unserm Evangelio verbannet ist? Du, dessen auserwählte Stirn in unsern Augen mit doppeltem Glanze stralet; du dessen Purpurhut mit den Lorbern des Pindus geschmückt ist; der du sowol auf den Schritten des Horaz, als auch auf den Schritten des heiligen Augustini wandelst und den rauhen Pfad des Paradieses und Parnaß betrittest; bekehre diesen seltenen Geist! Dir kommt zu zu unterrichten und zu gefallen; dir in dessen Schriften die Gnade Jesu Christi neben den

drey

drey Grazien des Homer, an mehr als an einem Orte hervorglänzet! „

Sollte man nicht Thränen weinen, wenn man mitten in der Christenheit einen König regieren siehet, dem es sein Liebling, ein rechtgläubiger **Voltaire** in die Augen sagen muß, daß er ein Kätzer ist? Einem König, der sich nicht scheuet, die heidnischen Ketzereyen eines **Aristids**, **Plato**, **Socrates**, **Cicero** und **Marcus Aurelius** wieder aufzuwärmen, die nun schon an die zwey tausend Jahr mit Leib und Seele in der untersten Hölle brennen und durch die schreckliche Harmonie ihres Winseln und Schreyens den Heiligen im Himmel das reizendste Vergnügen erwecken? Doch ich werde sogleich wieder auf diese Materie kommen; itzt habe ich mit dem Hrn. von **Voltaire** zu thun.

Der Herr von **Voltaire**, der sich seit 1742 in der Würde eines Kammerherrn um den König befunden und es seinem eigenen Geständnis nach, durch zweyjährigen Unterricht dahin gebracht hatte, daß sein Schüler besser schreiben lernete, als der Lehrmeister, hatte nebst den Vorzügen der schönen Geister auch alle ihre Schwachheiten an sich. Das Abentheuer mit dem königlichen Hofjuden in **Berlin** verschönerte eine Zeitlang fast alle Zeitungsblätter und gab Gelegenheit zu manchen satirischen Einfällen. Der bekannte Streit des Hrn. **Maupertuis** mit dem Prof. **König** in Holland über die Erfindung des principii minimae actionis brachte den Hrn. von **Vol**-

taire endlich im Jahr 1752 völlig um die Gnade des Königs. Er mengte sich mit in den Streit und schrieb, trotz dem Verbot des Königs, eine sehr bittre Schmähschrift wider den Herrn von **Maupertuis**, die mit den unanständigsten Anzüglichkeiten angefüllet war. Diese Schrift ward zu Berlin durch den Henker öffentlich verbrannt, **Voltaire** mußte seine Zimmer auf dem königlichen Schlosse räumen und den Hof meiden. Als ihm der goldne Schlüssel abgefordert wurde, überschickte er solchen dem Könige mit folgenden Zeilen, die er aus dem Stegreif verfertigte:

Je les reçûs avec tendresse,
Et je les rends avec douleur;
Comme un Amant dans sa fougueuse ardeur
Rend le pourtrait de sa Maîtresse.

Voltaire gieng hierauf nach Frankfurt am Mayn, ward aber daselbst von dem preußischen Residenten Herrn **Freytag** arretiret und nicht ehe wieder freygelassen, bis er gewisse Papiere, die er mitgenommen, ausgeliefert hatte. Unter diesen befanden sich auch die jetzo bekannten poetischen **Werke** des **Weltweisen** zu Sans-Souci. Der König wußte, daß der Eigennutz des Herrn von **Voltaire** nicht einen Augenblick Anstand nehmen würde, diese Gedichte drucken zu lassen, wie er sie denn auch wirklich

wirklich schon nach Hamburg geschickt hatte. Dem König war aber daran gelegen, solche nicht bekannt werden zu lassen. Der Verhaft, den dieser große Geist Frankreichs zu Frankfurt erdulden mußte, war ihm ungemein empfindlich; ein Beweiß davon ist die Declaration de Mr. de V. ---- detenu en prison à Francfort par le Roi de Prusse, welche um diese Zeit öffentlich gedrucht wurde.

Dies sind einige wenige Nachrichten von einem Gelehrten, der unter den glänzenden Genies dieses Jahrhundets unstreitig eine der obersten Stellen einnimmt. Man hat seinen Character durch manche gehässige Züge zu besudeln gesucht. Man hat ihn bald zu einen Deisten, bald gar zu einem Atheisten machen wollen. Aber aus dem vorhinangeführten Schreiben an den Cardinal Quirini getraue ich mir zu beweisen, daß er ein andächtiger Catholik seyn müsse. Jetzt lebet er, fern von der Gnade der Könige, in einem friedfertigem Lande, dessen Theil noch die alte deutsche Redlichkeit ist. Hier weihet er die Muße seines Alters nur andächtigen Uebungen und heiligen Beschäftigungen. Sein Precis de le Ecclesiaste und le Cantique des Cantiques, en vers, avec le texte, welche im Jahr 1759 als ein Beweis seines rechtgläubigen Herzens heraus kamen, werden ihm schon noch einmal

nach

nach etlichen hundert Jahren die Canonisation erwerben.

Man hat es einander schon lange ins Ohr gesagt, daß der König in der Religion nicht alzuorthodox ist, aber man hat es bisher noch nicht drucken lassen. Vielleicht habe ich die Ehre, der erste zu seyn, der es laut sagt, und jetzo kann ich es wol mit weniger Bedenklichkeit thun, als zu jeder andern Zeit; gehet doch itzo alles im heiligen römischen Reiche bunt über. Wäre er gleich nur ein eifriger Calvinist, so müste er schon in den Augen eines jeden frommen Catholiken als ein gottloser Ketzer abscheulich seyn; aber unter den Ketzern wieder ein Ketzer zu seyn, das ist zu arg und dabey stehen mir alle Sinne stille. Ich will es indessen beweisen.

Kaum hatte der König den Thron seines Vaters bestiegen, so war eine seiner ersten Sorgen, die Freymäurer in allen seinen Landen aufzunehmen und ihnen völlige Sicherheit zu ertheilen. In Berlin und allen großen Städten wurden Logen errichtet, und man sahe diese Ungeheuer von nun an öffentlich an dem Tempel des Teufels mauren. Es ist bekannt, daß diese Freygeister unter allen die allerabscheulichsten sind, weil sie ihre Geheimnisse so verschwiegen halten. Noch vor zwanzig Jahren wurden deren etliche zu Lissabon, und zwar von Rechtswegen, verbrannt. Sie lassen kein Frauenzimmer in ihre Versammlungen, und

daraus folgt wol nichts natürlicher, als daß sie mit einander die allererschrecklichste Unzucht treiben müssen.

Zum andern. Der König und seine Soldaten, wenigstens seine Grenadiers glauben keine Gespenster. Z. E. Als der König in dem ersten schlesischen Kriege 1740 mit der Stadt Breslau eine Convention schloß, war der Dom nicht mit darinn begriffen, daher er auch nicht mit preußischer Einquartierung belegt wurde. Die Vorsehung Gottes konnte eine solche Entheiligung ihres Tempels nicht gleichgültig ansehen. Kurz es erschien ein Gespenst; die Schildwache an dem Bischofshofe sahe es in ein weisses Tuch gehüllet mit heftigem Grunzen ankommen. Und dieser Verruchte war so frech, daß er seine Flinte umkehrete und das Gespenst beynahe todt schlug. Ein gleiches geschahe 1756, als die Preußen das Archiv zu Dresden vor dessen Erbrechung mit einer Schildwache besetzten. Es lies sich gleichfals ein Gespenst sehen, aber dieser Grenadier war noch ruchloser, denn er schoß es gar todt, und nachher wollte man der Welt gar weis machen, es hätte dieses Gespenst unter seinen Ketten die Kutte eines Jesuiten angehabt. Wer kein Gespenst glaubt, glaubt auch keinen Gott. Das folgt ganz natürlich I. Q. E. D.

Zum dritten. Als der König im November 1741 die Huldigung in Breslau einnahm und die Geistlichkeit den Eid kniend ablegte,

saß

saß der König mit bedecktem Haupt. Er stand aber mit abgenommenen Huth, als die übrigen Deputirten stehend schwuren. Wer den Geistlichen nicht die gebürende Ehre erweist, ist ein Atheist, oder doch zum wenigsten ein Deist. Es folgt alles ganz natürlich.

Zum vierten. Der ehrwürdige P. Persifle' hat in einem Schreiben an den Barfüsser Prior zu Frankfurt am Mayn, zu Ende des vorigen Jahres, deutlich erwiesen, daß sich dieser König in dem jetzigen Kriege der Hülfe des Fürstens der Finsternis bedienet habe, alle Wirkungen des geweihten Huts und Degens fruchtlos zu machen. Ich will seine Beweise durch einen neuen verstärken. Die ehemalige heidnische Beherrscherin der Grafschaft Glatz, Namens Volaska, ist bekannt. Eben so bekannt ist auch, daß sie ihrer Zauberey wegen zu ihrer Zeit ungemein berühmt war. Ihr sogenannter Banzerbogen wurde nebst der Trommel, die mit des Ziska Haut bezogen ist, bis 1743 in der Vestung Glatz aufbehalten, aber in diesem Jahre lies der König sie beyde in die Kunstkammer nach Berlin bringen. Gewis nicht ohne schon damals gehegte böse Absichten. Denn ein vertrauter Freund aus Berlin hat mir berichtet, daß der König den Banzerbogen schon seit 6 Monaten wirklich mit sich zu Felde geführet habe. Solte er, wie man zuverläßig spricht, künftigen Feldzug auch gar die Zaubertrommel des Ziska mit sich nemen, so will ich

das Unglück sehen, welches diese Teufelsinstrumente in der heiligen christkatholischen Kirche anrichten werden.

Ich könnte noch eine Menge von Beweisen zu den jetzt angeführten beifügen, wenn ich nicht befürchtete zu weitläufig zu werden, und wenn es nicht sonnenklar wäre, daß dieser Köntg alle göttliche und menschliche Gesetze, ja selbst die Befehle des Reichshofraths verachtet. Ich wende mich demnach zu den übrigen europäischen Höfen.

Zweites Capitel.

Von dem sächsischen Hofe.

Sachsen ist seit etlichen hundert Jahren ein Muster einer guten und bequemen Politik gewesen; ich meine einer Politik nach der Mode, wo der Souverain die Regierungssorgen seinem Minister überläßt, und in den Armen der Unthätigkeit seine Bequemlichkeit genießt; der Minister vertrauet die Regierung seinen kleinen Ministern, und diese wiederum noch kleinern Ministern, und sofort bis ins Unendliche; alle aber suchen sich zu bereichern; ein Endzweck, den die Eigenliebe billigt, und den man keinem vernünftigen Menschen verargen kann. Der letzte Minister, den Sachsen gehabt hat, muß unstreitig alle vorzügliche Eigenschaften seiner Vorgänger zusammen besessen

haben

haben, weil er bey seinem Ministeramt so viel Reichthümer erworben hat, als sie alle.

Man hat über den bisherigen Minister Sachsens unendlich viel zu klagen gehabt, und selbst diejenigen, die in Absicht der jetzigen Unruhen mit zu der wolgesinnten, patriotischen Partey gehören, wissen soviel an ihn auszusetzen, daß ihr Tadel oft in eine beissende Satyre ausartet; allein diese Herren haben unstreitig sehr groß Unrecht. Sie urtheilen nach ihren Leidenschaften, ohne dabey auf das Ganze zu sehen, und im Grunde fliesset ihr ganzer Widerwille aus Neid her. Wenn diese Herren einen solchen Posten bekleiden sollten, so würden sie es gewis noch ärger machen, und sie thäten recht daran. Ich habe keinen Beruf, eine Apologie für den Herrn Graf von **Brühl** zu schreiben, aber eine Anmerkung kann ich hier unmöglich unterdrücken, deren Anwendung in vielen Fällen von großen Nutzen seyn, und uns lehren wird, von den großen Händeln der Welt mit mehrerer Gleichgültigkeit zu urtheilen, als gemeiniglich geschiehet. Als **Tamerlan** den **Bajazeth** nach einer blutigen Schlacht in seine Hände bekam, und vor sich führen lies, fieng der erste, sobald er seinen Gefangenen erblickte, entsetzlich an zu lachen. Dem **Bajazeth** verdroß diese Begegnung, die einer offenbaren Verachtung so ähnlich war; der hielt seinem Ueberwinder eine sehr ernsthafte Strafpredigt hierüber. **Tamerlan** gab ihm aber zur Ant-

wort: Ich lache nicht über dein Unglück; sondern es fiel mir nur ein, daß Gott die Kronen und Zepter sehr gering schätzen muß, weil er sie so häßlichen Leuten zu Theil werden lässet, als wir sind; einem so garstigen Einäugigen als du, und einem so elenden Lahmen als ich. Alles hat in der Welt seine Moden, und das Ohngefähr, welches die Schicksale bestimmt, hat vieleicht auch die Seinigen. Die Zeiten sind vorbey, da die Lahmen, Blinden, Tauben und Krüppel auf dem Thron Mode waren; aber ich glaube, die Welt hat nicht viel dabey verloren; es sind andre Gebrechen Mode, die in der Reihe der nothwendigen Uebel den Abgang der ersten sehr reichlich ersetzen. Wenn man nun siehet, daß dasjenige Etwas, welches die Gottesgelehrten eine Vorsehung, wir einfältigen Layen aber ein Ohngefähr oder ein Schicksal nennen, ganze große Königreiche und Staaten selbst so gering schätzet, daß sie ihre Regierung den Leidenschaften einer Buhlschwester aus der untersten Classe, der Habsucht eines Eigennützigen, oder dem Stolze eines Hochmüthigen, oder auch einem Monarchen überläßt, der vom Morgen bis an den Abend nichts anders zu thun hat, als die Maitresse mit dem Minister, und den Minister wieder mit der Maitresse auszusöhnen: so denke ich, können wir ohnmächtige Sterbliche es uns auch wol gefallen lassen. Wenn der Herr, dessen Unterthanen, dessen Eigen

thum

thum wir seyn sollen, es nicht besser haben will, was haben wir denn für Recht, darüber zu murren? Demjenigen, der in einen solchen Posten gesetzt worden, ist es noch weniger zu verdenken. Er hat sich seine Leidenschaften, seine Denkungsart nicht selbst gegeben, und er ist zu loben, wenn er seiner Bestimmung, die er ihnen zu verdanken hat, eine vollkommne Gnüge leistet. Was hat es den sogenanten guten Ministern, einem **Cineas**, einem **Morney** geholfen, mehr für andre als für sich selbst gelebt zu haben? In ihrem Leben Herkulesarbeiten, unendlichen Verdruß, wenig Bequemlichkeit, gar keine Reichthümer ---- und nach ihrem Tode? ---- Ich habe noch keinen Schulrector gesehen, der ihnen zu Ehren Lobreden halten lassen.

Dem sey nun, wie ihm wolle; die Welt ist, so lange sie stehet, nicht anders regieret worden, und sie wird auch künftig bis an ihr seliges Ende nie anders regieret werden. Wir würden es in so vielen tausend Jahren wol endlich einmal seyn gewohnt worden, wenn nicht der Neid uns immer die alten Klagen wieder von vorne anfangen liesse.

Der Herr Graf von **Brühl** hatte zu seinem Vorgänger in der Ministerschaft den damaligen Graf von **Sulkowsky**, der so wie Se. Excellenz in dem Pagenstande alle die großen Einsichten erlanget hatte, die zur Regierung ganzer Lande nöthig sind. Dieser Herr Graf

 von

von Sulkowsky bewies seine Geschicklichkeit darinn, daß er innerhalb 4 Jahren, so lang dauerte seine Regierung, ein paar Millionen vor sich zu bringen wußte. Der Herr Graf von Brühl, der zu Anfang der jetzigen Regierung seine Erhebung dem jetztgedachten Günstling des Königs zu verdanken hatte, war kaum aus dem Staube gezogen, als er schon seinen Beförderer stürzte, und von dieser Zeit an hat er das Ruder Sachsens allein in Händen gehabt, und es so weislich zu führen gewust, daß er sich, ausser der mehr als königlichen Pracht, mit welcher seine Hofhaltung täglich geführet worden, ausser den erstaunlichen Summen baren Geldes, die in allen Banken Europens von seinen großen Fähigkeiten zeugen, noch für mehr als sechs Millionen Güter in Polen, Sachsen und Böhmen anzukaufen gewust. Die Wahrheit dieser Umstände ist zu bekannt, und die **vertraulichen Briefe über das Leben und den Character des Herren Grafen von Brühl** sind noch in vieler Händen, als daß ich nöthig haben sollte, sie auszuschreiben. Ich will nur noch einige Stücke anführen, die sonderlich den gegenwärtigen Krieg betreffen.

Der wahre Grund von der ganzen Rolle, die Sachsen bey den jetzigen Unruhen spielet, ist in dem österreichischen Successionskriege nach Kaiser **Carls** 6. Tode zu suchen. Sachsen hatte unter allen Mächten, die auf dessen hinterlassene Länder Ansprüche machen wollten, das vorzüglichste Recht; allein der sächsische Hof, der der Freund-

Freundschaft ein Opfer bringen wollte, welches in unsern Tagen so ungewöhnlich ist, erneuerte einige Monate nach Kaiser **Carls** Tode seine Verbindungrn wegen der pragmatischen Sanction gegen Rußland. Viele Staatskluge wollten solches als einen gewaltigen Schnitzer wider die Politik auslegen; allein ich finde die kenntlichsten Spuren einer seltnen Großmuth und uneigennützigen Freundschaft in diesem Betragen. Aber bald hernach fand es der Herr Graf von **Brühl** für gut, wider Oesterreich feindlich zu verfahren. Man frage mich nicht um die Ursach, denn ich sage zum voraus, ich weiß sie nicht, so wenig als sie der Herr Graf damals vielleicht selbst wissen mochte. Sachsen und Preussen standen damals noch in gutem Vernehmen und man hätte vermuten können, daß sich beyde Höfe auf das genaueste verbinden würden. Es geschahe aber nicht. Sachsen fieng an feindlich wider Oesterreich zu agiren, ohne dem preußischen Hof die geringste Eröffnung davon zu thun ohne daß Preußen und Sachsen wuste, wessen sie sich zu einander zu versehen hätten. Von Frankreich konte sich der Graf **Brühl** auch nichts gutes versprechen, weil es Böhmen bereits an Bayern versprochen hatte. Endlich verband sich Sachsen 1742 mit dem Berliner Hof, und ließ sogar seine Armee zu der preußischen stossen; allein nur auf kurze Zeit. Denn der Herr Graf von **Brühl** ließ sich sogleich in geheime Unterhandlungen mit dem Hofe zu Wien ein und die

sächsischen Truppen wurden im April 1742 wieder von der preußischen Armee weggezogen. Bey dem bald darauf erfolgten Frieden zwischen Preußen und Oesterreich, wurden an Sachsen in den Präliminarien einige Kreise von Böhmen abgetreten. Die Ursach, warum dieses nicht geschehen, ist unstreitig in der Staatskunst des Herrn Grafen zu suchen.

Bey dem zweiten schlesischen Kriege verband sich Sachsen öffentlich mit dem Hause Oesterreich, und der Grund davon war der Partagetractat, der den 18 May 1745 zu Leipzig unterzeichnet wurde, und worinn sich der Hof zu Dresden die Herzogthümer Magdeburg und Crossen, nebst dem schwibußischen Antheil an der Lausiz ausbedungen hatte. England mußte dem Herrn Graf seinen Beytritt zu dem Warschauer Bündnisse sehr theuer bezahlen, und die Frau Gräfinn bekam dafür von der Königin von Ungarn eine schöne Herrschaft in Böhmen.

Ob nun gleich durch den Dresdner Frieden diese Theilung der preußischen Staaten zu Wasser wurde: so war doch der von Sachsen gehofte Antheil eine zu süsse Lockspeise, als daß man nicht noch nachmals die Unterhandlungen deswegen hätte fortsetzen sollen. Die preußischen Schriftsteller haben sich über die hochgräflichen Brühlischen Bemühungen in diesem Stück entsetzlich beschweret. Ich sehe aber nicht warum? Das Naturrecht erlaubt einem jeden Staat auf seine Vergrößerung bedacht zu seyn, u. die Macht

eines Nachbarn einzuschränken, der ihm gefährlich werden könnte. Wer hatte es Preussen geheissen, sich so mächtig zu machen? Diese Verwegenheit konnte gewiß nicht ungestraft bleiben. Man wirft dem sächsischen Ministerio weiter vor, daß es bey allen diesen Unterhandlungen eine unerlaubte List, Verstellung, Untreue, Verläumdung und Unentschlossenheit von sich blicken lassen. Gesetzt auch, es wäre wahr, so müssen diese Herren, die dergleichen Vorwürfe aushecken, wol nicht wissen daß man sich heutiges Tages gewaltig betriegt, wenn man mit der Ehrlichkeit und einem redlichen Herzen durch die Welt zu kommen glaubt. Die Redlichkeit ist zu unsern Zeiten contrebande; und ich habe noch keinen gesehen, der durch eine unbefleckte Tugend was vor sich gebracht hätte. Aus einer weisen Vorsicht wollte Sachsen nicht ehe öffentlich wider Preussen agiren, als bis es ohne Gefahr geschehen konnte, und es war wider alles Völkerrecht, daß Preußen diesen Zeitpunct nicht abwartete, alsdenn hätte es doch Ursach gehabt, Sachsen anzugreifen. Man darf nicht sagen, alsdann wäre es aber auch zu spät gewesen. Gut; dies war eben was man haben wollte. Was hatte der Berliner Hof für Recht, seinen Gegnern zuvorzukommen, ihre gemachte Operationsplane zu vereiteln und ihnen durch Verfertigung neuer Operationsplane so viele Mühe zu machen?

Ich brauche mich hierbey nicht länger aufzuhalten. Die Sachen sind zu bekannt; es hat sie auch

noch niemand geleugnet; man darf sie nur von der rechten Seite ansehen, und eine wahre Politik dabey zu Hülfe nehmen: so wird man in dem ganzen Verfahren wider Preußen nichts als lauter Unschuld, lauter Billigkeit antreffen.

* * * * * * * * * * * * *

Drittes Capitel.

Von dem königlichfranzösischen Hofe.

Wenn man die seltsamen Spiele des Schicksals in dieser Welt siehet, wenn man siehet auf was für eine wunderliche Art der Zufall alles dasjenige zu vertheilen pflegt, was in den Augen des Pöbels nur groß, prächtig und erhaben ist, wenn man endlich gewahr wird, für was für einen elenden Preiß die Güter und das Leben so vieler hunderttausend Menschen verkauft werden; wer sollte da nicht alles das verachten; wovon man gemeiniglich mit so vieler Ehrfurcht spricht und wornach man sich mit so vieler Begierde sehnet? Müssen nicht die Götter recht von Herzen gelacht haben, als ihr sinnreicher Witz ein solches Meisterstück des Seltsamen und Burlesquen zu Wirklichkeit gebracht hat, als diese Welt ist? Sind jene Weltkörper, die in einer unendlichen Weite von uns ihre Laufbahn vollenden, mit Wesen höherer Art bevölkert, deren feinere Sinne sich bis auf unsern Erdklumpen erstrecken, so haben wir, wie arme ohnmächtge Insecten, denen unser Stolz mit dem prächtigen Namen

Namen unsterblicher Menschen, zur Ewigkeit erschafner Halbgötter schmeichelt, gewiß die seltene Ehre, in dem Schauspiele des Ganzen ein lustiges Intermezzo zu spielen und jenen höhern Wesen nach ihren ernsthaften Amtsgeschäften zur kurzweiligen Ergötzlichkeit zu dienen. Ist der nicht ein Thor, der seine Ruhe, seine Tugend, seine Bequemlichkeit aufopfert, eine so demütigende Rolle zuspielen.

Diejenige Person, welche den Staatswagen der französischen Monarchie mit so vieler Weisheit und Geschicklichkeit zu lenken weis, ist die jetzige Marquisin von **Pompadour**. Ihr Vater, oder vielmehr derjenige, der nach den Gesetzen für ihren Vater gehalten werden muste, hies **Poisson** und war ein Fleischer bey dem Invalidenhause zu Paris. Eine Nothzüchtigung die man ihm Schuld gab, machte, daß er flüchtig werden und sich im Bildnis aufhenken lassen muste. Ihre Frau Mutter, die durch die Flucht des Poisson vacant geworden war, ersetzte den Verlust ihres Mannes durch Liebhaber, an denen sie keinen Mangel hatte, weil sie für ausserordentlich schön gehalten wurde. Aus diesem Zeitvertreib entstand die Madame von **Pompadour** und dieser kleine Bastard ward mit der größten Sorgfalt zu allen den Vollkomenheiten erzogen, welche der künftigen Maitresse eines grossen Herrn nur nöthig seyn können. Allein in den Büchern der Schicksale war geschrieben, daß die Jungfer Poisson nicht auf dem geraden Weg zu dieser

Würde

Würde gelangen sollte. Sie war schön, liebenswürdig, und mit allen den Eigenschaften begabt, die ihr eine Menge von Eroberungen erwerben konnten. Kurz, sie ward die Gemahlinn des jungen **le Normant d' Estiolles**, dessen Vetter bey ihrer Frau Mutter die Stelle ihres entwichenen Mannes vertreten hatte. Der neue Ehemann, der seine Gemalin, auf eine in Paris ungewöhnliche Art liebte und ein ansehnliches Vermögen hatte, aber von Person klein und häßlich war, unterhielte die ausgesuchtesten Gesellschaften in seinem Hause; daher es auch hier der Madame d' Estiolles an Liebhabern unmöglich fehlen konnte, deren Zumuthungen sie aber oft mit der Antwort abzuweisen pflegte: „Wenn sie ihrem Ehemann jemals ungetreu würde, so sollte es bey niemand anders als bey dem Könige seyn.„ Man hielte solches für einen Scherz, aber ihre Anstalten zur Ausführung dieses Vorhabens wurden von Tage zu Tage ernsthafter.

Lange hatte sie schon alle ihre Reitze dem Könige bey allen Gelegenheiten zur Schau ausgelegt, lange hatte sie alle mögliche Mittel versucht, sein Herz zu rühren, ohne ihren Entzweck erreichen zu können. Die Madame von Mailly war damals noch unumschränkte Beherrscherin desselben und durch Hülfe ihrer Eifersucht entgieng der König den Nachstellungen der d' Estiolles. Diese Mailly war die erste Person, mit welcher **Ludwig** 15 seine Liebe gegen seine Gemalinn nach einer zwölfjährigen Ehe theilete.

Sie

Sie hatte noch vier Schwestern, die bis auf eine alle des Königs Maitressen wurden, daher auch ihr Vater, der alte Marquis von Mesle einmal sagte: „Weil Se. Maj. doch bey seiner ganzen Familie geschlafen hätten, so wäre er für seine Person selbst nur noch übrig, die Reihe voll zu machen.„ Endlich glückte es der d'Estiolles, dem Könige durch Vermittelung eines seiner Kammerdiener, Namens Binet, vorgestellet zu werden. Der Anfang dieses Umgangs fiel zwar nicht nach Wunsch aus, aber nach Verlauf eines Monaths bekam ihr Glück einen neuen Schwung, sie verlies ihren Ehemann, der über ihren Verlust nicht zu trösten war, und begab sich nach Versailles. Der Herr d'Estiolles, der seinen Schmerz unmöglich zu verbergen wußte, wurde durch einen Lettre de Cachet nach Avignon verbannet.

Die Madame d'Estiolles war also nunmehr des Königs erklärte Maitresse und ihre einige Sorge gieng dahin sich in diesem erhabenen Posten so feste zu setzen, daß sie allen eifersüchtigen Bemühungen ihrer Neider und Neiderinnen Trotz bieten konnte, und ihr lebhafter und durchdringender Geist gab ihr gar bald die dazu dienlichen Mittel an die Hand. Die größte Leidenschaft des funfzehnten Ludwigs ist die Neigung zur Abwechselung in Ergötzlichkeiten. Die träge Langeweile, die treue Gefährtinn der Höfe, die ihre eckelhaften Schlummerkörner mitten unter dem Geräusch brausender Freuden unter die

Lieblinge des Glücks aussäet, ist seine größte Feindinn. Konnte diese Schwäche ihres erhabnen Liebhabers wol einer Pompadour verborgen bleiben? Ihr erfinderischer Kopf, der alle seine Neigungen zu befriedigen weis, ihre Geschicklichkeit, auch den veralteten und mattgewordnen Ergötzlichkeiten durch einen glücklichen Schwung das Ansehen der Neuigkeit zu ertheilen machte sie gar bald zur unumschränkten Beherrscherinn seines Herzens und seines Zeitvertreibs. Ohnerachtet das Alter die Reitze ihres Körpers so ziemlich zerstöret hat, so ist sie ihm doch noch immer so unentbehrlich als in dem Frühling ihrer Schönheit. Und da er sich einmal so sehr an ihren Geschmack, an ihre Denkungsart gewöhnet hat, so wird sie nunmehr wol, wenigstens bey seinem Leben, für allen Wechsel des Glücks gesichert seyn.

Der König war gegen die wichtigen Dienste, so sie ihm leistete, nicht unerkenntlich. Er gab ihr sogleich ein Marquisat mit dem Tittel der **Marquisin von Pompadour**. Ihr so genannter Vater wurde Zeitlebens versorgt und begnadiget. Ihr Bruder Poisson, das niedrigste und unwürdigste Gemüt von der Welt, dessen schlechte Herkunft jeder Gedanke, jede Miene, jede Handlung verräth, ward Marquis von **Vandiere**, oder wie ihn der Spott der Hofleute nannte, **Marquis d'Avanthiere**, das heißt der Marquis von Vorgestern. Allein dieser Spott gab Gelegenheit, daß er statt des-

sen den Tittel eines Marquis von Marigny bekam, welchen er noch jetzt führet, wobey er Oberaufseher der königlichen Gebäude, Gärten, der Künste, der Akademien und Manufacturen ist.

Die großen Summen, die Madame Pompadour in den vornehmsten Banken Europens liegen hat, zeugen von der Freygebigkeit des Königs. Ausser dem treibet sie sie einen ungebundnen Handel mit ihrer Gnade und ihrem Einflusse, mit den Staatsbedienungen und Ehrenstellen. Ich könnte hiervon viele Beyspiele anführen, wenn ich gesonnen wäre, dasjenige Buch auszuschreiben, welches uns vor kurzem einige lesenswürdigen Nachrichten von diesem merkwürdigen Frauenzimmer ertheilet hat. Ich bin demselben bis hieher gefolget, und werde noch einige Umstände daraus anführen, die sonderlich den Staat betreffen.

Es ist bekannt, daß der Herr von **Maurepas**, einer von den geschicktesten Staatsministern im Seedepartement, der mit dem Könige aufgezogen war, und eine vorzügliche Stelle in dessen Gnade bekleidete, auf einmal Bedienung und Gnade verlor. Dieses ist bekannt. Aber die wahre Ursach davon ist nicht so bekannt. Die Pompadour war nach wenig Jahren eine wahre Invalide und zu den Kammerdiensten des Königs untüchtig geworden, und dennoch wuste sie sich beständig in der Gunst des Königs zu erhalten, dessen Gleichgültigkeit und Eckel ihr doch der ganze Schwarm der Hof-

leute

leute weissagte. Bey einer gewissen Feyerlichkeit machte die Pompadour ihrem Liebhaber ihre Aufwartung mit einem Strausse von weissen Rosen. Als solches dem Herrn von Maurepas erzählt wurde, lachte er und sagte: „Ich habe es wol gedacht, daß sie Se. Majestät einmal mit weissen Blumen beschenken wird.„ Dieser Gedanke war die einige Ursach von dem Fall dieses verdienten Ministers.

Ein andres Opfer ihres Hasses war der berühmte Staatssecretair der Marquis d'Argenson. Als die frevelhafte Hand des Damiens dem Könige nach dem Leben getrachtet hatte, wurde seine Wunde anfänglich für gefährlicher gehalten, als sie in der That war und es formirte sich eine Parthey, welche der Pompadour in diesen bedenklichen Umständen den Zutritt zu dem Könige verweigerte. Der Bischof trieb solches als eine Gewissenssache. D'Argenson lies sich durch andere Bewegungsgründe dazu verleiten. Allein er that es nicht ungestraft. So bald der König wieder hergestellt war, begab er sich zu der unumschränkten Beherrscherinn seines Herzens. Sie klagte ihre erlittene Schmach, drohete, sich vom Hofe zu entfernen, und d'Argenson wurde ohne Gnade abgesetzt.

Der Abt von Bernis hingegen spielete durch Vorschub der Madame Pompadour eine Zeitlang eine sehr ansehnliche Rolle auf der französischen Staatsbühne. Er ist einer der geistreichsten, der zärtlichsten Dichter Frankreichs; das

ist

ist unleugbar. Er hatte als ein müßiger Abbe der damaligen Madame d'Estiolles fleißig aufgewartet und ihr in den zärtlichsten Liedern seine Liebe geklaget. War gleich die d'Estiolles, die sich es schon damals in den Kopf gesetzt hatte, die Maitresse des Königs zu werden, in diesem Stücke nicht so gefällig, als es der verliebte Abt wol gewünscht hätte, so behielt sie doch nach ihrer Erhöhung ein dankbares Andenken von seiner Liebe. Der erste Schritt, den sie ihn zu seinem Glücke thun ließ, war, daß sie ihn zum Gesandten bey der Republik Venedig ernennen ließ, damit er hier die feinsten Geheimnisse der Staatskunst lernen sollte. Allein der verliebte Abt fand es für zuträglicher, das venetianische Frauenzimmer zu studiren, als sich den Kopf mit solchen abstracten Schulfüchsereyen zu zerbrechen. Er kam als ein Staatsmann zurück, stieg in der größten Geschwindigkeit bis zur Würde eines Staatsministers, wurde mit einem blauen Bande gezieret und zum Cardinal gemacht. Allein seine völlige Untüchtigkeit zu Staatsgeschäften machte, daß man ihn zur Verspottung nur den Cardinal Richelieu nannte.

Als er in der Capelle zu Versailles mit dem Orden des heil. Geistes bekleidet wurde, so ward unter währender Feyerlichkeit ein zusammengerolltes Papier von der Gallerie unter die Ritter geworfen, auf welchem einige poetische Zeilen mit Bleystifte geschrieben waren. Es war eine Art von Parodie auf das Veni Creator, so bey die-

ser Gelegenheit gesungen ward. Sie lautet so:

Esprit saint, divine essence,
Daignez guider ce Ministre nouveau;
Et pour l' honneur de la France
Illuminez son cerveau.

De douze ignorans jadis
Vous fites autant d' Oracles:
Renouvellez ce miracle
Sur le pauvre Abbé Bernis.

Embrasez le de vos flammes,
Inspirez lui vôtre amour;
Qu' il baise un peu moins les Dames
Et sur tout la Pompadour.

Komm, heilger Geist, regier und lehre
Den neuen Staatsbedienten hier;
Erleucht sein Hirn zu Frankreichs Ehre
Mit deiner Weisheit für und für.

Du liessest einsmals zwölf Orakel
Aus so viel Ignoranten sehn
Laß doch von neuem dies Mirakel
Am armen Abt Bernis geschehn.

Entzünd in ihm der Liebe Kerze;
Doch füll mit deiner Brunst ihn nur,
Daß er die Damen minder herze,
Am mindesten die Pompadour.

Man schrieb diese Verse, wodurch die ganze

Ernst-

Enrsthaftigkeit der Ceremonie gestöret wurde, durchgängig der Herzoginn von Orleans zu.

Nachdem nun der Abt Bernis zu einer Würde erhoben war, die ihn wider die Augen und Urtheile des Volks sicherte, so brachte die Pompadour ganze Tage und auch wol Nächte mit ihm zu, unter dem Vorwand an Staatssachen zu arbeiten. Allein was wirkliche Staatssachen betraf, die Kammerdienste der Pompadour ausgenommen: so gieng es dem guten Abt Bernis, wie den Affen des Montagne, die mit der größten Behendigkeit auf die Spitze eines Baums kletterten, aber je höher sie kamen, nur desto mehr ihren Hintern zeigten. Endlich ließ sichs der arme Bernis einfallen, die Urheberinn seines Glücks selbst zu stürzen; und dieser undankbare Uebermut beschleunigte seinen eignen Fall. Kurz vor seiner Ungnade hatte ihn die Marquisinn zur Cardinalswürde erheben lassen, und man sagt, sie hätte gar den Vorsatz gehabt, ihn gleich nach dem Tode des Pabstes, zum Statthalter Christi ernennen zu lassen, wozu einige von ihren gesamelten Millionen ausgesetzet gewesen. Allein der Abt verscherzte sein Glück und mußte den Hof meiden.

Mehrere Beispiele von ihrem Einflusse in die Besetzung der ersten Würden des Staats, sonderlich bey der Armee werde ich in einem der folgenden Capitel anführen. Ich will nur noch eine Beschreibung ihrer Person liefern, so wie sie uns von einem Schriftsteller geschildert worden dessen Werk den vollkommnen Beyfall des Publici erhalten hat.

Als sie zu dem wichtigen Amte einer Maitresse erhaben ward, welches in ihrem 23ten Jahre geschahe, sagt mein Verfasser, war ihre Gesichtsfarbe sehr schön; sie hatte Augen voller Feuer und Bedeutung, wovon das große Leben, welches sie ihrem Gesichte gaben, auf eine nicht unangenehme Art mit einem gewissen matten und zärtlichen Wesen gemischet war, welches sie von einer mehr zur Siechheit geneigten Leibesbeschaffenheit erhielt, wovon die blasse Farbe der Lippen ein andres Anzeichen war, welches der Einbildungskraft eben keine günstige Vorstellungen geben konnte. Sie verschmähete auch, zur Erhöhung ihrer Farbe, oder vielmehr zur Ersetzung des Abgangs derselben nicht den Beystand eines leichten Anstrichs von künstlichem Roth, wiewol nicht mehr, als gerade so viel, einen Verdacht zu erwecken. Ihre Gesichtszüge waren alle vollkommen zart, ihre Haare nußbraun, ihre Gestalt von mittler Länge und ihre Bildung untadelhaft. Nichts konnte in der That schöner in der Dünne der Mitte des Leibes spitzig zu laufen. ---- Es fand sich eine große Munterkeit und Lebhaftigkeit in ihrer Person, und beseelte alle ihre Blicke und Geberden vieleicht in einem gar zu großem Grade, weil es etwas beytragen konnte, daß sie wegen eines kühnen voreiligen Wesens und wegen einer Art sich darzustellen werkwürdig war, die stäts eben so lies, als wenn sie frech sagte: **da bin ich.** Ueberhaupt wurde durchgängig zugestanden, daß sie damals eine von den schönsten

und angenehmsten Frauenspersonen in Paris war.

Gegenwärtig (ein tausend siebenhundert und acht und funfzig) fähret mein Schriftsteller fort, da sie ohngefähr acht und dreyßig Jahr alt ist, läßt es sich schwerlich sagen, wie ihr Gesicht unter einer Zolldicken Lage von Roth und Weiß seyn mag. ---- Da also ihr Gesicht nicht mehr in Betrachtung kömmt: so bleibt nur noch anzumerken, daß ausser der Veränderung, welche die Jahre in ihre Person angerichtet haben, ihre Unordnung sie zu einer so erschrecklichen Magerkeit gebracht hat, daß billig aller körperlicher Appetit bey ihr aufhören sollte, weil er bey dem wenigen Wesen, das er an ihr finden würde, verhungern müßte, indem sie fast eben so vom Fleische abgefallen, eben so unfühlbar, eben so wenig zu umarmen ist, als einer von den unterirdischen Schatten, welche an den Ufern des Styx der Fähre zuwinken. Man verbinde mit dieser Vorstellung von einem gemalten Grabbildnisse, eine andre, die nicht unfüglich dadurch abgebildet wird, nämlich die Vermummung ihres ganzen Herzens mit List: so hat man die Abbildung der gegenwärtigen Pompadour an Leib und Seele, mitten unter allem sie umgebenden Glanze der Hoheit, des Vermögens und der Gnade eines Königs vor sich.

Dies sind einige wenige Züge von dem Bilde einer Person, welche einen so großen Einfluß in die Schicksale Europens hat; einer

Person deren wunderlicher Eigensinn schon mehr als ein hundert tausend rechtschaffenen Franzosen das Leben gekostet hat.

* * * * * * * * * * * * * * * * *

Viertes Capitel.

Ursachen des gegenwärtigen Kriegs.

Die meisten von denjenigen, die sich die Mühe genommen haben, über die Ursachen des gegenwärtigen Kriegs in Deutschland nachzudenken, haben nach Maasgebung ihrer persönlichen Neigung geglaubt, daß entweder die Vergrößerungsbegierde des Königs in Preußen oder das Verlangen der Königin von Ungarn, Schlesien wieder zu erobern, diese Flamme angezündet habe. Beyde können indeß Unrecht haben, und haben es gewiß, wenn man eine dieser Ursachen als die erste und einige ansehen will. Nein! eine Reihe von Verbindungen und Veränderungen haben diese Revolution beynahe nothwendig gemacht; und hier sind sie.

England und Holland schlossen 1748 einen besondern Frieden mit Frankreich, und Oesterreich mußte demselben wider seinen Willen beytreten. Da der König von England sahe, daß dieser Frieden dem Wiener Hofe nachtheilig war, so glaubte er dieses dadurch wieder gut zu machen, daß er die Wahl eines römischen Königs zum Vortheil des Erzherzogs Joseph garantirte.

Wären

Wären alle Stimmen im Churfürstencollegio zu vereinigen gewesen, so hätte man allem, auch sogar den geringsten Vorwand zu einem Kriege im Reiche aus dem Wege räumen können; allein man konnte sich mit dieser Hofnung nicht schmeicheln. Die Mehrheit der Stimmen war hinlänglich und man suchte sich dieser zu versichern.

Der König von Preussen, welcher einmal misvergnügt war, konnte sich mit Nachdruck widersetzen, und seinen Widerspruch mit den Waffen unterstützen; man beschloß also, ihm von einer andern Seite her die Hände zu binden. In dieser Absicht wurde eine Triplealliance zwischen der Kaiserinnkönigin, der Kaiserinn von Rußland und dem londner Hofe vermittelt und diese Allianz kostete dem letztern Hofe ungeheure Summen, ohne einigen Vortheil dadurch zu erhalten. Man wurde einig, daß die Kaiserinn von Rußland, unter dem Vorwand der Sicherheit und dem Schein einer blossen Vertheidigung eine zahlreiche Armee an die Grenzen ihres Reichs marschiren und der wiener Hof seine Truppen auf dem gegenwärtigen Fuß stehen lassen sollte.

Bey diesen Anstalten glaubte man hinlänglich im Stande zu seyn, die römische Königswahl, so bald man bey dem Reich den ersten Antrag thun würde, durchzusetzen, und die Churfürsten, die derselben entgegen seyn würden, zum Beytritt zu zwingen.

Kaum hatte der König von Preußen von

diesem Entwurf Nachricht, als er sich gegen den König von England beschwerete: „Kaum sey der Friede geschlossen, da schon zwey Mächte denselben zu brechen suchten, indem sie zur Unzeit ohne Noth und blos durch die Mehrheit der Stimmen an der Wahl eines römischen Königs arbeiteten, es schien so gar, als wenn sie den Anschlag gefaßt hätten, sich fremder Armeen und besonders der rußischen dazu zu bedienen: welches ausdrücklich durch die Reichsgesetze verboten wäre. Man wolle also die Kaiserwürde im Hause Oesterreich erblich machen, und dadurch der Freyheit des deutschen Staats einen tödtlichen Stoß versetzen. Allein man könnte versichert seyn, daß der König von Frankreich, als Garant des westphälischen Friedens, nicht unterlassen würde, sich allem demjenigen zu widersetzen, was man in diesem Stücke wider die Grundgesetze des Reichs, und wider die Rechte und Vorzüge der Churfürsten, welche diesem Entwurf unmöglich günstig seyn könnten, unternehmen würde.„

Zu gleicher Zeit brauchte man gewisse Minister, an den Höfen der vornehmsten Reichsfürsten, Schweden, Dännemark, Anspach, Bareuth, Hessencassel, Würtemberg und einigen andern, einen Argwohn zu erregen und ihnen glaubend zu machen, die Tripelalleanz habe zur Absicht, an Rußland ganz Holstein zu überlassen; man habe dieser Macht heimlich versprochen, sie zum Reichsstand zu machen, und dem Reiche mit Sitz und Stimme einzuverleiben;

man

man wolle ihr erlauben, in Holstein so viel Truppen, als sie für gut befinden würde, zu unterhalten. Diese Minister hatten zugleich Befehl, zu verstehen zu geben, daß die Einverleibung eines so mächtigen Staats, als Rußland ist, allen, besonders aber den benachbarten fürstlichen Häusern gefährlich seyn müsse. Anstatt in die Aufnahme einer so furchtbaren Macht in das fürstliche Collegium zu willigen, sollten diese Häuser vielmehr der Tripelallianz eine allgemeine Gegenligue entgegen setzen, und sich in dem alten Recht, welches ihnen auf ausdrücklichste im münsterschen Frieden wäre vorbehalten worden, zu schützen; nämlich daß sie über die Frage, ob man zu dieser Wahl schreiten solle? und über die Frage, welchen Prinzen man zum römischen König wählen solle? einen Ausspruch thun könnten. Diese Gegenligue wäre um desto nothwendiger, weil nur einige Churfürsten bey dieser Wahl hielten, welche sich wegen ihrer Anfoderungen Recht verschaffen konnten, da man indessen die andern Fürsten mit dem ihrigem von der Regierung eines Kaisers zur andern verwiese, und ihnen Recht zu verschaffen, auf alle Art und Weise Umgang zu nehmen gesucht habe.

Zwar hätten diese alten Häuser, setzten sie hinzu, vermittelst der eingelegten und angenommenen Protestation bey jeder Wahl eines römischen Königs ihr Recht beybehalten, allein sich ausser Stand gesehen, es jemals gültig zu machen, theils, weil sie für sich zu schwach wären,

theils weil die Fürsten aus ihrem Collegio, welche ihnen ihr Recht hätten können behaupten helfen, ihre eigenen Vortheile dem Besten ihrer Mitstände vorgezogen hätten.

Die Zeit ist da, schlossen sie endlich, da sie sich aus dieser Art von Sklaverey reissen könnten. Unser König will und kann nicht die Unterdrückung des deutschen Staats mehr erdulden. Er bietet euch alle seine Macht dar, und hoft, den König von Frankreich, als Garant eurer Rechte zu vermögen, daß er eure Entschlüsse unterstützet.

Diese Sprache schmeichelte den Prinzen, welche einen Beschützer suchten, der mächtig gnug wäre ihre Ansprüche durchzusetzen. Man sah sogleich verschiedene Schriften, wider die Wahl eines römischen Königs zum Vorschein kommen. Der König von Preußen machte, sein Ansehen im Reich zu verstärken, die Declaration, welche dem Grafen von Puebla, Minister des Wiener Hofs, in Berlin war gethan worden, bekannt. Se. Majest. erklärten sich gegen diesen Minister ganz deutlich: „Nimmermehr sollte man durch solche unerlaubte Wege zu der Wahl eines römischen Königs gelangen; eben so nöthig wäre über eine immerwährende und unverletzliche Capitulation eins zu werden, damit dem deutschen Reiche seine Rechte und seine Freyheit sicher gestellt würde; Er, der König von Preussen, habe bey der in Vorschlag gebrachten Königswahl daß meiste zu verlieren, er wolle sich ihr

auch am meisten widersetzen und folglich käme der Erfolg dieser Wahl auf die Mehrheit der Stimmen an. „ Dieser Monarch gieng noch weiter: er bot dem Wiener Hofe seine und seiner Alliirten Vermittelung an, diese wichtige Sache zum Vergnügen dieses Hofs zu Stande zu bringen. Allein war das nicht eine Verwegenheit?

Der König von Frankreich, welcher damals mit dem Berliner Hofe gemeinschaftliche Sache machte, ließ 1752 durch seinen Minister am Londner Hof die Erklärung thun: „Er würde jederzeit die Wahl eines römischen Königs mit Vergnügen sehen; nur müste sie durch einmüthigen Schluß des Churfürstl. Collegii allein und mit Zufriedenheit aller Reichsfürsten geschehen, und er sich nicht genöthiget sehen, als Garant des Münsterschen Friedens die Parthey der beleidigten Fürsten zu nehmen.

Der wienerische Hof erhielt von seinen Ministern, welche im Reich an verschiedenen Höfen stunden, glaubwürdige Nachricht von dem Misvergnügen gewisser Fürsten, und hielt nunmehr für das sicherste, die Maasregeln zu ändern, und sich mit ihnen in Unterhandlungen einzulassen. In dieser Absicht bediente man sich des Königs von England, welcher über sich nahm, den Churfürsten von der Pfalz auf die Seite zu ziehen. Indessen gieng diese Unterhandlung nicht von statten.

Bey diesen Umständen brachte der König von Preußen eine Ligue mit den altfürstlichen Häusern

fern des Reichs, welche der Tripleallianz entgegengesetzt war, zu Stande; die Gefahr und die Rechte des deutschen Staats war der Vorwand davon. Dieser Monarch brachte es dahin, daß man ihm die Direction der wichtigsten Angelegenheiten sowol dieser Häuser als auch des Corporis Evangelicorum auftrug. Schweden und Dännemark traten auch bey, man schrieb, man unterhandelte, man schlug eine allgemeine Verbesserung der gegenwärtigen Reichsverfassung und Reichsverwaltung nach einem neuen Plan vor.

Der Münstersche Friede, sagte man, ist der neueste Grund, auf welchem sich die gegenwärtige Staatsverfassung des Reichs gründet. Gleichwol wird dieser Friede nicht beobachtet. Man führte wol hundert Beschwerden an, denen abgeholfen werden sollte. Seit diesem Friedensschluß sind fünf Kaiser gestorben, ohne daß man etwas hätte erhalten können. Es ist also kein ander Mittel, setzte man hinzu, als diesen Frieden umzuschmelzen, und die gehörigen Maasregeln anzuwenden, welche die Vollziehung desselben besser festsetzen. Wir wollen uns die gegenwärtigen Umstände zu Nutz machen, um zu der freyen Ausübung unsrer Rechte wieder zu gelangen.

Die alten Capitulationen sind übertreten worden; wir wollen eine neue aufsetzen, welche uns die Freyheit der Wahl, den kostbarsten Schatz des deutschen Staats, auf ewig sicher stellt.

Der Plan der Fürsten von dieser Gegenparthey enthielt noch dieses: man wollte verhindern, damit die Kaiserwürde nicht in einem einzigen Haus erblich würde; man wollte die Artikel des westphälischen Friedens, welcher alle Churfürsten wahlfähig macht, in Erfüllung bringen, und diese Würde in den Häusern der Fürsten von allen dreyen Religionen, die im Reich geduldet werden, herumgehen lassen.

Man fügte diesem Plan noch viel andre sonderbare Einrichtungen bey. Z. E. daß die Reichslehen, welche offen stünden, oder inskünftige offen stehen würden, mit der römischen Kaiserkrone wieder vereiniget, die geringern freyen Reichsstädte unterdrückt, gewisse geistliche Churfürstenthümer, Bisthümer und andre Reichslehen, zum Vortheil der Familien der gegenwärtigen Besitzer, oder andrer weltlicher Fürsten secularisiret werden sollten. Der Ehrgeiz setzte sich vor, sich in die der Kirche entzogenen Güter durchs Loos zu theilen. Sogar das Haus Oesterreich würde zwey reiche Bisthümer erhalten haben, wenn es die Gefälligkeit gehabt hätte, diesem gehäßigen Anschlag hülfreiche Hand zu bieten.

Da endlich das System der drey im Reich gestatteten Religionen durch diesen Plan nicht den geringsten Abbruch leiden sollte, so versicherte man, daß der Staat von Deutschland in kurzem zu seinen alten Glanz wieder gelangen, und an Macht und Stärke ansehnlich wachsen würde.

Das Project wegen Secularisation der

Stifter war nicht neu. Der Münstersche Friede giebt merkwürdige Beyspiele davon. Sie wurde von Kaiser **Carl** 7 aufs neue aufs Tapet gebracht; allein weil die entworfne Theilung zu ungleich ausgefallen war, so arbeiteten verschiedene Fürsten von der Ligue selbst an der Vernichtung desselben; welches ihnen auch nicht viel Mühe zu bewerkstelligen kostete.

Dies sind die Bewegungen, welche von Seiten einiger mächtigen Reichsfürsten unterhalten wurden, um die römische Königwahl vor itzo zu hindern und zu machen, daß sie nicht auf einen Prinzen des österreichischen Hauses fallen möchte. Lasset uns sehen, wie dieses letztere Haus, welches am meisten dabey intereßirt war, sich dagegen verhielt.

Der König von **Preußen** war der Urheber und die ganze Stütze dieser Gegenligue; es waren also auch alle Oesterreichische Maaßregeln hauptsächlich gegen ihn gerichtet. Hier aber müssen wir ein wenig weiter hinausgehen.

Der Verlust Schlesiens und der nach dem Breslauer Frieden von dem Könige in Preußen aufs neue erregte Krieg wider den wienerischen Hof musten den letztern mit allem Recht wider den erstern aufbringen. Man konnte einen so nahen Nachbar nicht mit gleichgültigen Augen so mächtig werden sehen. Die vortrefliche Staatskunst des erleuchteten Hrn. Grafen von **Brühl**, sahe dieses gleichfals ein und er war einer der ersten, der diesen mächtigen Nachbar zu demütigen

gen beschloß. Der glückliche Erfolg des Feldzugs von 1744 gab den Höfen zu Wien und Dresden Hofnung, daß dieses Project vieleicht so unmöglich nicht seyn werde. Kurz man schloß den 1. May 1745. einen allenfalsigen Theilungstractat; kraft dessen der wienerische Hof das Herzogthum Schlesien und die Grafschaft Glatz, der König von Polen und Churfürst von Sachsen aber die Herzogthümer Magdeburg und Crossen, die Creyse Züllichow und Schwibus nebst dem preußischen Antheil von der Lausnitz bekommen sollte.

Ob nun gleich der den 25ten Dec. 1745 geschloßne Dresner Friede den Theilungstractat vor diesmal zu Wasser machte, so liessen ihn doch diese beyden Höfe aus einer großmütigen Standhaftigkeit noch nicht fahren. Man schlug von Seiten des wiener Hofs dem sächsischen einen Verbindungstractat vor, worinn der Theilungstractat erneuert werden sollte. Der sächsische Hof glaubte, daß er vor allen Dingen sein System besser befestigen, und dasselbe auf eine Allianz mit den rußischen und wiener Höfen gründen müßte. Beyde Mächte schlossen auch wirklich den 12 May 1746 zu Petersburg eine Defensivallianz, welcher sechs geheime Artickel beygefügt wurden, von welchen der vierte einzig und allein wider Preußen gehet.

Dieser Petersburger Tractat, war die Grundstütze worauf die ganze österreichische Politik von dem Dresdner Frieden an beruhete,

und

und die vornehmsten Unterhandlungen des wiener Hofs giengen dahin, diese Allianz durch den Beytritt andererer Mächte zu verstärken.

Der sächsische Hof war der erste, den man im Jahr 1747 dazu einlud. Dieser Hof stimmete sogleich mit allem Eifer bey; und wer hätte auch wol einer so starken Versuchung, als die in dem Theilungstraktat diesem Hofe versprochne Länder waren, widerstehen können? Der Herr Graf von Brühl schob zwar aus einer klugen ihm beywohnenden Unentschlossenheit von einer Zeit zur andern auf, dem Petersburger Tractat förmlich beyzutreten, indessen bezeigte er seinen Alliirten unzähligemal, daß er bereit sey, ohne Vorbehalt beyzutreten, so bald es sich ohne die augenscheinlichste Gefahr würde thun lassen, und nachdem man ihn wegen des Antheils von den erhaltenen Vortheilen sicher stellen würde. Er forderte 1757, daß der König von England, als Churfürst von Hannover den geheimen Artickeln des Petersburger Traktats zuerst beytreten sollte. Allein diese Bemühungen waren vergeblich.

Die Widersetzlichkeit des Königs von Preussen wider die römische Königswahl, ertheilte allein diesen Bewegungen eine neue Lebhaftigkeit. England hatte die Vermittlung dieser Wahl über sich genommen, weil es aber Bedenken fand, den geheimen Artickeln des Petersburger Traktats förmlich beyzutreten: so verursachte dieses eine Kaltsinnigkeit zwischen beyde Höfe. Der König von England bot dem wienerschen Hofe

Sub-

Subsidien an, sie wurden aber ausgeschlagen, doch versicherte man, daß dieses im geringsten nicht das gute Verständnis, welches seit so langer Zeit zwischen dem österreichischen und braunschweigischen Hause obwaltete, unterbrechen sollte.

Der in den geheimen Artikeln erneuerte Theilungstractat gründete sich auf einen jeden Krieg, den Preußen mit Rußland oder Polen haben würde; als in welchem Fall die Kaiserinnköniginn berechtiget seyn sollte, Schlesien wieder zu erobern. Man mußte also einen solchen Krieg veranlassen und man bediente sich hierzu aller derjenigen Mittel, die die feinste Staatskunst schon seit langer Zeit privilegiret hat. Man erregte von Seiten des wienerischen und sächsischen Hofs ein unauslöschliches Misverständnis zwischen Preußen und Rußland undbürdete dem erstern tausend schädliche Absichten wider das letztere und wider Polen und Schweden auf.

Man sagte: der König von Preußen hätte ehrgeitzige Absichten auf Curland, polnisch Preußen und Danzig. Die Höfe von Frankreich, Preußen und Schweden brüteten auf dem Fall einer Erledigung des polnischen Throns weit aussehende Projecte aus; der König von Preußen habe allerhand gefährliche Anschläge wider die Person Ihrer rußischen Majestät selbst; er will Dännemark zum Besitz des Herzogthums Holstein verhelfen u. s. f.

Alles dieses hatte seine gute Wirkung und der

gesammte Senat in Rußland setzte den 14 May 1753 als eine Grundregel des Reichs die Entschliessung fest, das Haus Brandenburg bey der ersten Gelegenheit in seinen ersten Stand der Niedrigkeit herunter zu setzen. Diese Entschliessung wurde 1755 im Oct. erneuert und so weit ausgedehnet, daß der König von Preußen ohne weitere Untersuchung angefallen werden sollte, sobald er mit einem von den Bundsgenossen dieses Hofs in Krieg verwickelt werden würde.

Frankreich suchte seines Orts es mit keiner Partey zu verderben und bemühete sich besonders den wiener Hof zu gewinnen, ohne doch mit Preussen zu brechen. Es sahe schon damals den Krieg voraus, den es jetzo mit England führet, oder vielmehr, es hatte ihn schon damals beschlossen.

So lange der londner Hof genau mit dem wiener Hof alliirt war, sahe man zu Versailles mit Vergnügen, daß der letztere mit den vornehmsten deutschen Häusern in keinem sogar guten Verständnis lebte. Die französischen Minister unterliessen nicht, an allen Höfen, denen die Sache angieng, bey aller Gelegenheit von nichts, als von der Garantie des Münsterschen Friedens zu reden; ein vortrefliches Mittel, sich beyden Theilen nothwendig zu machen.

Der Krieg fieng sich nunmehr zwischen England und Frankreich an. England wendet sich an den wiener Hof und verlangt die in den Tractaten stipulirte Hülfe. Man soll die erforderlichen

chen Truppen nach den Niederlanden marschiren lassen, und eine mächtige Diversion wider Frankreich versuchen. Allein zu Wien fand man weislich, daß der Casus foederis nicht vorhanden sey.

Wir können nicht, sagte man zu Wien, unsre eigne Staaten entblösen, um zum beßten eines Alliirten eine Diversion vorzunehmen, da wir selbst nicht sicher sind. Der böse König von Preußen verursacht uns beständig Händel im deutschen Reich. Er hat sich (man denke einmal!) an die Spitze einer einheimischen Ligue gestellet, welche das Haupt des deutschen Reichs offenbarer Weise verachtet und ungescheuet seinen Decreten keinen Gehorsam geleistet. Er macht sich von Tage zu Tage durch seine Intriguen fruchtbarer, veranstaltet gewaltige Kriegsrüstungen und was das ärgste ist, so ist er ein getreuer Alliirter von dem Erbfeind des deutschen Reichs, von dem König in Frankreich.

Und in der That die von England verlangte Diversion würde für Oesterreich höchst nachtheilig gewesen seyn; es würde sich dadurch die meiste Macht Frankreichs und die ganze Macht der Ligue der Fürsten, die Preußen zum Haupt und Frankreich zum Alliirten hatte, auf den Hals gezogen haben. England sahe die Stärke dieses Schlusses ein; es nahm es über sich, die größte Schwierigkeit, die man ihm entgegen setzte zu heben, und dem wiener Hof die Furcht wegen eines

Ueberfalls von Seiten der alliirten Fürsten Frankreichs zu bequemen.

Seine erste Sorge war, die Kaiserinn von Rußland dahin zu vermögen, daß sie eine Armee von 60000 Mann auf ihre Kosten bereit und fertig hielt, die auf den ersten Wink marschiren sollten, sobald der König von Preußen und seine Alliirten die geringste Bewegung im Reich machen würden. Dies Mittel war vieleicht noch nicht hinlänglich, den wiener Hof sicher zu stellen; der König von England that noch mehr. Er gieng an den König von Preußen selbst und tractirte mit ihm. Kurz, dieser wurde ein genauer Alliirter von ihm und declarirte, ohne eben ausdrücklich die in den Niederlanden in Vorschlag gebrachte Diversion ausschliessen zu wollen, daß er sich allem Einmarsch fremder Truppen und aller Feindseligkeit im deutschen Reich mit aller Macht widersetzen würde.

In diesem Tractat wurde eine Garantie der preußischen Staaten mit eingerückt, die dem Interesse des Hauses Oesterreich und dem Theilungstractat gerade zuwiderlief.

Der londner Hof gab zur Antwort: Man habe Preußen darin nichts weiter garantiret, als was ihm schon vermöge der durch die vorhergehenden Tractaten und Reichshandlungen stipulirten Garantien gehörig war; man habe das Interesse der alten Alliirten nicht aus den Augen gesetzt; noch weniger diesem Monarchen die Freyheit verstattet, sie anzugreifen, und da nunmehr

mehr von Stund an, alle Besorglichkeit von dieser Seite ohne Grund wäre, so stunde dem Marsch der abzuschickenden Hülfstruppen nichts mehr im Wege.

Der wiener Hof war gegen diese Vorstellungen taub; zu gleicher Zeit gab er den letzten Vorschlägen der Minister des französischen Hofs Gehör, welcher über den König von Preussen eben so misvergnügt, als der Wiener über den König von England war.

Diese Gleichgültigkeit des wiener Hofs zwang den König von England ein neues System zu errichten, und sich mit dem Könige von Preußen näher zu verbinden. Die wider die römische Königswahl vereinigten Reichsfürsten hatten ihn als Churfürsten von Hannover bedrohet und ihm ein Verbrechen daraus gemacht, daß er sich zu Betreibung gedachter Wahl gebrauchen ließ und sie zu befördern, weder Unterhandlungen, noch List, noch Geld sparet. Der Churfürst von Hannover söhnete sich nunmehr mit dieser Ligue aus und vereinigte sich mit ihr, indem er sich mit ihrem Haupt vereinigte.

Der König von Preußen sahe nunmehr wol ein, daß er sich den Hof von Versailles zum Feinde machte, da er sich mit England genauer verband. Gleichwol hofte er, daß ihm der französische Hof es Dank wissen würde, daß er ihn von der Furcht für einer Diversion in den Niederlanden befreyet habe. Diesem zu Folge ließ er gegen den König von Frankreich erklären: Er

schmeichele sich, ihm keinen geringen Dienst erwiesen zu haben, daß nunmehr Oesterreich von der englischen Parthey getrennet sey; statt seine Kriegsunternehmungen wider die Engländer einzuschränken, habe er es ihm nunmehr leichter gemacht, dieselben mit Nachdruck durchzusetzen; er habe die Russen, als ihre gemeinschaftlichen Feinde zu derselben Zeit aufgehalten, und dadurch die Ligue der Reichsfürsten gewaltig verstärkt; es komme also auf weiter nichts an, als daß das Project, den Krieg ins Churfürstenthum Hannover zu spielen, umgeschmelzt würde; diese Veränderung in dem Plan der Kriegshandlungen werde um desto weniger Schwierigkeiten haben, da die Niederlande in der Garantie dieses Churfürstenthums im geringsten nicht begriffen wären. „Dieser Tractat war eben so klug als fein eingeleitet. Aber er hatte ganz andere Folgen, als man sich vermuthete.„

Das Misvergnügen des Hofs zu Versailles wider den König von Preußen, das Misvergnügen des wiener Hofs wider eben diesen Monarchen und den König von England, der geheime Artikel des Petersburger Vertrags, der Theilungstractat und andere Ursachen mehr, die jetzo ein Geheimnis sind, aber künftig durch die Folgen werden entdeckt werden, haben endlich verursacht, daß der Tractat von Versailles zu Stande gekommen ist. Diese Allianz ist für Oesterreich, und Frankreich, wenigstens in den gegenwärtigen Umständen ein wichtiger und nützlicher Staatsstreich.

Die

Die Tractaten hatten nicht gleich Anfangs die traurigen Wirkungen, die nachmals erfolgten. Das Elend zeigte sich nur noch blos in der Ferne. Der zu Versailles verbarg sein Misvergnügen über die neuen Maasregeln des Berliner Hofs. Zu Anfang des 1756. Jahrs schien es, als wenn sich Preußen und Rußland wieder aussöhnen wollten, allein durch die weisen Bemühungen des Grafen von Brühl wurde diese der gemeinen Sache so nachtheilige Veränderung glücklich verhindert, und die Verbitterung des Hofes zu Petersburg nur noch höher getrieben. Im April fieng Rußland an, sich zu Lande und Wasser mächtig zu rüsten; ohne daß England die versprochene Hülfsleistung gefodert hatte. Zu gleicher Zeit sahe man Böhmen und Mähren mit Truppen überschwemmt, es wurden Lager geschlagen, Magazine aufgerichtet und alle Anstalten zu einem nahen Kriege gemacht. Alles dieses geschahe unter dem Vorwand, sich auf alle mögliche Fälle in Positur zu setzen.

Ich habe schon einmal gesagt, daß die Vollziehung des Theilungstractats den Fall voraussezte, daß der König von Preußen Aggressor seyn mußte. Hierzu mußte man ihn nun zwingen, und keine Zeitumstände waren hierzu bequemer, als die gegenwärtigen. Man sahe leicht voraus, daß die Hitze und der wirksame Muth des Königs von Preußen, die Anstalten von allen Seiten an seinen Grenzen nicht mit gleichgültigen Augen ansehen würde; zumal da er von allen

Bewegungen seit so vielen Jahren vollkommen unterrichtet war. Er ließ durch seinen Gesandten in Wien um die Ursachen dieser Rüstungen anfragen; man antwortete zweydeutig. Er ließ noch einmal anfragen; man antwortete noch dunkler. Er bat, er verlangte Sicherheit für dieses und das künftige Jahr. Umsonst man versagte sie ihm.

Hierdurch erhielte man, was man so lange gewünscht hatte. Der König brach auf einmal an der Spitze von 60000 Mann in Sachsen ein, eben an dem Tage da einer seiner Generale mit 40000 Mann in Böhmen einfiel. Er treibt Geldsummen in Sachsen ein, wirbt Truppen an und erschöpft hierdurch das Land, welches er für gut befunden hat, zum Schauplatz des Kriegs zu machen.

Der kaiserliche Hof führt hierüber die heftigste Klage. Er giebt den König und zwar mit Recht für den Agressorem aus. Das oberste Haupt des Reichs und der Reichshofrath begegnen ihm mit der äussersten Härte, stellen Unterhandlungen sowol auf dem Reichstag, als auf den Kreistägen und an den fürstlichen Höfen an, und überall erhalten sie ihren Decreten gemässe Entschlüsse. Calvinist, Lutheraner, Catholik, alles vereiniget sich wider ihn. Selbst seine Anverwandten haben nicht das Herz ihre Stimmen zu verweigern.

Was seit der Zeit vorgefallen, ist schon so oft gesagt worden, und jederman so sehr bekannt,

daß

daß es hier nicht noch einmal wiederholen mag. Nur der jetztgemeldete Zusammenhang der Begebenheiten verdiente eine Wiederholung, diejenigen zum Nachdenken zu bringen, die auf der einen Seite wider die Vergrößerungsbegierde des Königs von Preußen, und auf der andern Seite wider die Untreue der Kaiserinköniginn die die Ohren des Publici beynahe taub geschryen haben.

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

Fuuftes Capitel.

Von dem Seekrieg zwischen England und Frankreich.

Dieser Krieg entstand, wie die ganze Welt weis, wegen den streitigen Grenzen von Acadien in Nordamerica. Dieses Land, welches auch unter dem Namen Neuschottland, Guspasten u. s. f. bekannt ist, war eine geraume Zeitlang bald von den Franzosen, bald von den Engländern besessen worden, bis endlich der Utrechtische Vertrag die grosbrittannische Nation zur völligen Meisterin davon machte und dieses auf eine so feyerliche Weise, daß die Franzosen auf dieses Gebiete niemals den mindesten Anspruch mehr machen konnten. Diese Provinz würde sie nebst Cap Breton furchtbarer und mächtiger gemacht haben, als alle übrige Etablissements in diesem Lande. Sie würden sich hierdurch des allgemeinen Fischfangs, des

gänzlichen Pelzwerkhandels und alles zum Seewesen nöthigen Bauholzes bemächtiget haben. In dem Fischhandel hatte es Frankreich bereits so weit gebracht, daß es auf den Küsten von Terra Nova jährlich mehr als 500 Schiffe gebrauchte. Es versahe sich daselbst nicht allein selbst mit allen Arten von Fischen, die es sonst aus England zog, sondern es brachte deren auch sehr viele nach Spanien, Portugall und Italien, welches dem englischen Fischfang einen grossen Abbruch that. Es besitzt das beste Salz und dieses haufenweise. Seine Schiffe brauchten also keine Zeit mit der Einladung zu verlieren, da die Englische diese Waaren erst zu Rochelle, Oleran, St. Martin u. s. f. holen musten.

Frankreich hatte nichts versäummt, seinen Fischhandel immer blühender zu machen. Anfänglich bat es um die Erlaubnis, gegen Erlegung von 5 pro Cent auf den Küsten von Terra Nova zu fischen; aber es fand bald das Geheimnis, sich von dieser Abgabe los zu machen. Durch den Utrechter Frieden erhielt es den Fischfang auf Cap Breton, der hundertmal reicher ist, als der von Terra Nova, der damals gleichsam ganz erschöpft war. Es hatte noch überdieses damals das Recht erhalten, allda den Fisch zu bereiten, für die Fischer Wohnungen zu bauen, und während der ganzen Fischfangszeit Hütten zu haben. Es hatte zwar Placentia und einige andre Orte an England abgetreten, aber es war so vorsichtig gewesen, die besten für sich zu behalten,

halten, welches ihm denn mehr Freyheit gab, als den Engländern, die ihren Fisch auf dem Gebiet der Franzosen nicht zubereiten konnten.

Die Anzahl der französischen Kriegsschiffe vermehrte sich seit dieser Zeit, so wie die Anzahl der zum Fischfang bestimmten Schiffe zunahm, welche letztern die Pflanzschule ihrer versuchtesten Matrosen wurden.

Die Stadt Bourdeaux hatte 1710 zu ihrem amerikanischen Handel ohngefähr 30 Schiffe und kurz vor dem jetzigen Kriege schickte sie deren über 300 dahin. Seit eben dieser Zeit ist der Zuckerhandel, der sich jährlich nur auf 30000 englische Faß erstreckte, bis auf 1200000 gestiegen, wovon sie zwey Drittheil an die Spanier, Holländer und Hamburger verkauften; der Engländer hatte diesen Theil nur auf 22000 Faß vermehret, wovon er wenig ausführen lassen konnte, da er doch sonst die Fremden und Frankreich selbst damit versahe.

Der Handel mit Pelzwerk, welches Frankreich aus Canada zog, belief sich auf 130000 Pf. Sterling, da England aus allen seinen nördlichen Colonien nur etwa für 90000 Pf. Sterling empfieng.

Frankreich bekam alle Jahr zwey bis drey Millionen Sterlinge Remisen, für Zucker, Indig, Caffe, Ingber, Pelzwerk, Castorhüte, Stockfisch und andre amerikanische Waaren; es zog auch noch aus Großbrittannien und Irland bey eine Million, theils an Wolle, theils an baa-

rem

rem Gelde für caraibische Leinwand, Thee, Weine, gebrannte Wasser u. s. f.

Aus diesen wenigen Zügen kann man sehen, daß dieser einträgliche Theil von Nordamerika schon eine Balgerey werth war. Aber das setzt den grösten Theil der Welt billig in Verwunderung, daß diese Balgerey anfänglich so erbärmlich schlecht für die Engländer ausgefallen ist, die bey allem ihren ungeheuren Aufwand, bey ihren fast unzähligen Flotten beynahe zum Gelächter bey ihren Feinden und Freunden geworden wären.

Es hat Leute gegeben, die die Ursache davon in dem übeln Betragen des damaligen englischen Ministerii zu finden glaubten; und die Wahrheit zu sagen, haben sie ihren Satz mit Begebenheiten bestätiget, die so ziemlich erleuchtend sind.

Als der Krieg in Amerika angieng, war der General Braddock mit englischen Truppen nach Amerika geschickt worden. Seine Niederlage, die von seinem Tod begleitet wurde, ist bekannt. Der Minister, der den Plan zu dieser Unternehmung gemacht hatte, hatte ihn so ungeschickt gemacht, das man ihm nicht einmal einen andern General an die Seite gesetzt hatte, im Fall dem Braddock etwas menschliches widerfahren sollte. Als das letztere wirklich erfolgt, wurde das Kommando der Truppen dem General Shirley aufgetragen. Dieser wackere Mann war bey der Rechtsgelahrheit erzogen und in ihrer Ausübung alt geworden; durch unerwartete Zufälle erhielt er zuletzt das Gouverne-

ment

ment von einer Provinz in Neuengland. Er war niemals bey einer Belagerung oder Schlacht zugegen gewesen, und seine kriegerischen Fähigkeiten versprachen einen sehr mittelmäßigen Erfolg in Besorgung der militärischen Angelegenheiten. Nichts destoweniger wählete ihn der englische Minister, die Armeen des Königs in Amerika zu kommandiren, und legte ihm eben den Gehalt zu, wie ehedem dem Herzog von Marlboroug. Ueberdies war Herr Schirley zu Paris, wo er sich eine lange Zeit als Commissär zur Festsetzung der Grenzen von Neuschottland aufgehalten hatte, so gut als zu Londen bekannt, so daß das französische Ministerium, welches seine Fähigkeiten vollkommen kannte, wenig Gefahr von ihm befürchten durfte. Die Pariser waren in der That von der Ernennung dieses Mannes zum obersten Befehlshaber so eingenommen, daß das erste Compliment, welches sich die Personen die ihn gekannt hatten, machten, dieses war: „Was denken sie davon, mein Herr, der englische Minister hat unsern guten Freund, Herrn Schirley zum General der königlichen Armeen in Amerika ernannt.„

Seiner Bestimmung zu dem obersten Kommando zu folgen, reisete Schirley nach Albanien, wo er, nachdem er lange Zeit dem berühmten Fabius und Zaudrer gleich zu kommen gesucht hatte, endlich mit dergleichen Bedachtsamkeit, so daß er endlich alle Schritte zählete, seinen Marsch nach der See Ontario antrat. Weil er

er auch so noch zu zeitig angelanget war, und er sah, daß nichts gegen den Feind zu thun war, so marschirte er eben so bedächtlich wieder zurück, indem er keinen Widerstand vor sich fand, den er nicht glücklich überwunden hätte. Dies war der Anfang und das Ende des berühmten Feldzugs des Generals Schirley.

Das folgende Jahr giengen erst im April die Transportschiffe mit einigen Regimentern nach Amerika ab, da es schon viel zu spät war, als daß sie daselbst einigen Nutzen hätten stiften können, und immer wurde noch an keinen Befehlshaber gedacht. Endlich wurde innerhalb zwey Monaten auf den Hrn. Schirley, Herr **Webb**, auf dem Hrn. Webb, der General **Abercrombie**, und endlich Lord **Loudon** dahin geschickt. Durch ein so kluges und feines Betragen erfüllete der Minister wirklich die Schrift, wenn sie sagt: die ersten sollen die Letzten und die Letzten die Ersten seyn. Denn natürlicher Weise hätte Lord **Loudon** voraus, und **Webb** und **Abercrombie**, ihm nachreisen, und so, wie sie unter ihm im Kommando stunden, in ihre Plätze eintreten sollen.

Ausser diesen schönen Anstalten bey Abschickung des vornehmsten Generals verdienet noch angemerkt zu werden, daß die niedern Officiers von Lord **Loudons** Regiment, nebst den Waffen, Ammunition und andern Kriegsvorräthen, den 12. Junii noch nicht zu Porthsmuth ein geschiffet waren. Ganz besonders weise war endlich der Einfall des Ministers, da er die Lavetten

ten von allen Kanonen auf das eine Schif, die Kanonen selbst auf ein anders, die Kugeln auf ein drittes und das Pulver auf ein viertes bringen ließ. Durch diesen so fein ausgesonnenen Anschlag verhielt sich die Gefahr eines fruchtlosen Erfolgs der ganzen Unternehmung wie viere gegen eins. Denn der Verlust einen einigen Schifs mußte nothwendig die ganze Unternehmung fruchtlos machen.

Hierzu kann man noch nehmen, daß man von den Holländern 500 Fässer Schießpulver kaufte, und zwar um listiger Weise dem Feinde zuvorzukommen, mit so vieler Eilfertigkeit, daß man es nicht einmal vorher probirte. Also fand sich, wie es zur Probe kam, daß das Pulver so viel Wirkung that, als Sägespäne.

Die öffentlichen Schriftsteller in England machten sich damals über die Widersprüche ungemein lustig, die sie in den Tractaten mit Rußland, Preußen, Hessen u. s. f. zu finden glaubten. Ich übergehe sie, weil ihr Spott gewiß übertrieben ist, und ohne Rücksicht auf die verschiedene Umstände der Zeit geäussert worden. Ich will nur noch des für England so empfindlichen Verlusts von Minorca gedenken, wobey die augenscheinlichsten Fehler von Seiten des Ministerii vorgegangen sind. Zu Anfang des Jänners 1757 waren alle Zeitungen voll von den gewaltigen Zurüstungen der Franzosen zu Toulon. Es war bekannt, daß es damit auf Minorca abgesehen sey, und selbst kein Franzose

verhelete solches; dem ohngeachtet machte man in England auch nicht die mindeste Anstalt diese Insel zu vertheidigen, ohnerachtet der tapfere Commendant zu St. Philip einmal wie das andere um Verstärkung anhielt.

In der letzten Relation, die dieser brave Mann abschickte, drückte er sich so aus: „Ich habe oft bey dem Minister um Verstärkung Ansuchung gethan. Ich habe eben so oft das Versprechen erhalten, daß mir dieselbe zugeschickt werden sollte, mich aber allemal in meiner Hofnung betrogen gesehen. Ich stelle mir vor, daß sich dieses mit meinem Untergang endigen wird, und daß ich ein Opfer ihrer Nachläßigkeit seyn werde. Dem sey wie ihm wolle, sollte mir auch mein Leben um ein oder zwey Jahr verkürzt werden, so wird mich solches desto geschwinder in den Besitz desjenigen setzen, was ich euch verlassen werde, und welches ich mich glücklich zu geniessen wünsche.„

Während nun, daß ganz Europa diese Nachläßigkeit mit Erstaunen ansah und jedes Brittisches Herz zum Voraus für Warten der Dinge zitterte, die da nothwendig kommen musten, so waren die Minister auf eine rühmliche Art damit beschäftiget, Wetten anzustellen, daß zu Toulon weder eine Flotte, noch Seeleute, eine Flotte auszurüsten, vorhanden wären, und wenn auch eine Flotte vorhanden seyn sollte, sie doch nicht vor Mahon bestimmt wäre.

Inzwischen lag die englische Flotte vollkommen

men mit Volk besetzt und zum Auslaufen ausgerüstet, siegprangend zu Spithead vor Anker und das Haupt von der Admiralität, das als Admiral besoldet wird, hatte Urlaub, sich mit einem jährlichen Gehalt von tausend Pfunden anderwärts aufzuhalten.

Endlich nachdem ein Monat unter der Sorglosigkeit der Minister verlaufen war, so lief der Admiral Byng den 25sten April mit 10 Schiffen von der Linie von Spithead aus, nach der mittelländischen See zu. Während dieser vier Monate von Nachläßigkeit war Galissoniere mit zwölf Schiffen von der Linie und fünf Fregatten nebst 15000 Mann Landtruppen von Toulon unter Segel gegangen und den 18ten April, acht Tage vorher, ehe die englische Flotte vor Spithead die Anker lichtete,, und fast sechs Wochen, ehe sie vor Mahon ankam, auf der Insel Minorca gelandet.

So sehr nun auch der Nachtheil dieses Verzugs jederman in die Augen fiel, so war es doch nicht ganz unmöglich, ihn zu ersetzen. Waren gleich die französischen Truppen ans Land gesetzt, so war doch die Citadelle noch nicht übergangen, und die bekannte Tapferkeit des Commendanten ließ mit Recht hoffen, daß er die letzten Augenblicke seines Lebens nicht durch eine schändliche Uebergabe der Festung beflecken würde. Dem ohnerachtet wurde von den Ministern zuversichtlicher Weise behauptet, des la Galissoniere Flotte bestünde blos in acht Schiffen von der Li-

nie, und der Admiral Byng würde sie mit leichter Mühe aus diesem Gewässer wegblasen.

Der Fehler, welcher durch Unterlassung der Absendung einer Verstärkung war begangen und hernach durch Abschickung einer unzulänglichen Anzahl Schiffe unter dem Admiral Byng vergrößert worden, wurde immer durch die Verabsäumung ihm eine Verstärkung nachzuschicken unterhalten.

Endlich nach einer langen Verweilung wegen widrigen Windes kam der Admiral Byng den 28ten May im Gesicht von Minorca und der feindlichen Flotte an. Er grif die französische Escadre an, und zog sich, da er auf seinem eigenen und verschiedenen andern Schiffen noch keinen Mann verloren hatte, zurück, ohne daß er die Besatzung von Mahon zu entsetzen versucht hätte, dieweil dem Schiffe der Unerschrockne, die Vorbramstage war weggeschossen worden.

Byng mußte endlich die Schuld dieser ganzen fehlgeschlagenen Unternehmung tragen und als ein Sühnopfer für die Ungeschicklichkeit des Ministerii dem Unwillen des Volks aufgeopfert werden.

Endlich wurden der brittischen Nation die Augen geöffnet; sie sahn, in wie ungeschickten Händen das Ruder der öffentlichen Angelegenheiten war und kurz, es wurde ein neues Ministerium angeordnet, an deren Spitze sich Herr Pitt, ein Mann von ausserordentlichen Gaben und Schicksalen, zeigete. Die Ehre der englän-

dischen

dischen Seemacht fieng unter dem neuen Ministerio wiederum an aufzukeimen und zu blühen, und der Ausgang muß es lehren, ob die Früchte der Erwartung des Publici gemäs seyn werden.

Ehe ich dieses Capitel schliesse, kann ich einen Umstand nicht unberührt lassen, der bey diesem Seekriege eine Zeitlang zu vielen Urtheilen und Hofnungen Gelegenheit gab. Es waren dieses die bekannte **Boote mit flachen Boden**, die man in Frankreich erfunden hatte, dem engländischen Volke nun auf einmal das Garaus damit zu machen. Ihr erhabner Erfinder war der Herr **Berryer**, ein kleiner Policeylieutenant, dessen äusserste Grenzen seiner Gewalt viele Jahre lang nicht weiter gereicht waren, als daß er einige arme Mädchen ins Zuchthaus geschickt hatte. Dieser wichtige Mann that auf einmal einen gewaltigen Schritt und wurde Superintendent über das Seewesen, und zwar auf Befehl der Madame Pompadour.

Die französische Nation machte sich von der ausserordentlichen und weitläufigen Geschicklichkeit in dem Seewesen, der Schiffahrt, der Handlung und sogar in der Führung der Schifsrüstungen die ausschweifendsten Begriffe. Aber die großen Bemühungen dieses neuen Projectenmachers schrumpften endlich insgesammt auf die Bote mit flachen Boden ein. Von dieser Erfindung zog Frankreich keinen andern Nutzen, als daß unermeßliche Summen aufgewandt wurden und daß sie ihrem Urheber den Zuna-

men Berryer mit dem flachen Boden verschaften.

Es ist dieses eben der Herr Berryer, welcher wenige Jahre vorher eine neue Ausgabe von den Traumgesichten des Qunredo an das Licht gestellt hatte. Spötter, woran es in Frankreich niemals fehlet, gaben bey dieser Gelegenheit vor, es wäre ein zweyter Druck von besagtem Werke unter der Presse, welcher mit nächsten zu Vorschein kommen würde. Es würde diese Ausgabe durch den Zusatz eines neuen Traumgesichts von den Booten mit flachem Boden noch merkwürdiger werden.

* * * * * * * * * * * * * *

Sechtes Capitel.

Von dem Kriege zwischen den Franzosen und Alliirten in Deutschland.

Die französische Armee, welche zu Anfang des Märzes 1757 den deutschen Boden betrat und 100000 Mann stark war, führete den Namen la Dauphine, weil sie Sachsen vertheidigen sollte; ob sie gleich ihrem Namen wenig Ehre machte. Der Marschall, Graf von Etrees, commandirte die Hauptarmee, eine andere Armee wurde von dem Prinzen von Soubise angeführet.

Ein gewisser Briefsteller hat uns einen sehr gehäßigen Begriff von dem Prinzen von Soubise gemacht, den ich hier nicht wiederholen will.

Seine

Seine Verdienste gegen die Pompadour waren inzwischen hinlänglich, ihm den wichtigen Posten eines Befehlshabers zu verschaffen. Denn als der König von der verruchten Hand des Damien verwundet wurde, sahe sich die Maitresse des Königes sogleich von iederman verlassen, so, daß sie auch im Begriff war, Frankreich zu verlassen. Nur allein der Prinz von Soubise hatte das Herz, in diesem bedenklichen Zeitpunkt bey ihr zu bleiben, und sie von seiner Ergebenheit und Ehrfurcht zu versichern. Er überredete sie zu bleiben, tröstete sie in ihrem Bekümmerniß, munterte sie durch gute Hofnung auf, und nahm solche Maaßregeln, die allem Nachtheil ihrer Person vorbeugen konnten. Die Pompadour konnte gegen so große Verdienste unmöglich unerkenntlich seyn. Der Prinz von Soubise besitzt alle wesentliche Eigenschaf- eines rechten Hofmanns. Er ist brav, witzig, galant, dienstfertig, und dasjenige, was man einen schönen Spieler nennet. Allein die Begierde, ein Kriegsheer anzuführen, war seine Hauptleidenschaft. Der König, der die Fähigkeiten des Prinzen kannte, gab nach seiner Genesung dem Ansuchen seiner Beherrscherin nur langsam und mit vielem Wiederwillen nach.

Mit dem Anfang des Julius 1757 wurde der Marschall von **Etrees** nach Frankreich berufen und der Herzog von **Richelieu** an seine Stelle geschickt. Die ganze Welt erstaunte hierüber, weil man wuste, daß der erstere einer der grös-

sten Generals in Frankreich ist, und der Erwartung von ihm bisher ein vollkommnes Gnüge geleistet hatte. Es hies zwar, der Marschall wolle, seine Gesundheit abzuwarten, ins Achner Bad gehen, es wurde ihm zwar vorgestellet, das Commando wechselsweise mit dem Herzog einen Tag um den andern zu führen; allein das erste verstand die Welt und das letzte der Marschall zu gut, als daß einer von beyden sich dadurch hätte hintergehen lassen.

Die Ursach dieser Zurückberufung ist indessen nirgends anders als in derjenigen Person zu suchen, die die Schicksale Frankreichs bisher auf eine so unumschränkte Art beherrschet hat. Die Marschallin von Etrees hatte sich mit der Pompadour veruneiniget, und dafür wurde sie sogleich vom Hof auf ihre Güter verbannet. Doch mit diesem Triumph war die Siegerinn noch nicht zufrieden, sie verwickelte in ihre rachgierigen Anschläge auch deren Gemahl, den Marschall von Etrees, und die Folge davon war, daß er mitten in dem Lauf des Sieges gleich nach der Schlacht bey Hastenbeck zurückberufen wurde. Als er nach Versailles kam, konnte der König seinen Verdiensten nicht füglich eine gnädige Aufnahme versagen. Gleichwol gab er dem Marschall zu verstehen, er würde es gerne sehen, wenn er die Pompadour sprechen würde. Der Marschall war gehorsam, und wartete ihr auf. Sie hatte bey dieser Gelegenheit auf ihrem Gesicht das sanftmütigste Wesen der Gna-

de nebst aller Falschheit angenommen, die ihr zu Befehle stand. Er machte ihr eine ehrerbietige Vorbeugung und redete sie folgender Gestalt an: „Ich komme auf Befehl des Königs meines Herrn, Ihnen meine Ehrerbietung zu bezeugen. Ich kenne die Beschaffenheit ihrer Gesinnungen gegen mich vollkommen: ich verlasse mich aber auf des Königs Gerechtigkeit zu sehr als daß ich mich vor solchen fürchten sollte.„ Mit diesen Worten gieng er weg ohne ihre Antwort zu erwarten.

Der Herzog von Richelieu, durch den die Stelle des Marschalls von Etrees ersetzt wurde, verlor alles wieder, was der erstere gewonnen hatte. Zwar hasset die Pompadour im Grunde ihres Herzens den Herzog, weil er sich jederzeit eine Ehre daraus machte, sie vollkommen zu verachten, und über dies, als Kammerherr des Königs, einen sehr großen Theil an dessen Gnade hatte. Gleichwol verursachte die Betrachtung, daß sie einander große Dienste und Schaden zu thun vermögend wären, daß sie beiderseits den Schein der Freundschaft gegen einander behielten. Die Marquise erhielt von dem Herzog zur Dankbarkeit nach seiner Beförderung noch eine andre Vergeltung, nnd diese bestand darinn, daß er dem Handel durch die Finger sah, den sie bey Ernennung der Fouragelieferer, Oberaufseher bey den Lazarethen, Marketender u. s. f. trieb, welche Bestallungen den Meistbietenden gegeben wurden.

Die unglückliche Schlacht bey **Rosbach** die die Ehre der französischen Nation auf eine unauslöschliche Art besudelte, war Ursach, daß Prinz von **Soubise** zurückberufen wurde, und nicht lange nach ihm auch der Herzog von **Richelieu**. Der erste wurde bey seiner Rückkunft von diesem glorreichen Feldzuge mit eben der Gütigkeit von seinem Herrn empfangen, womit ein mit Lorbeern geschmückter Graf von Sachsen, oder ein Turenne immer empfangen werden konnten. Der Fehler wurde auf die Truppen geschoben, welche ihre Schuldigkeit nicht gethan hätten; und der Prinz von **Soubise** wurde mit in den geheimen Rath gezogen. Hier gab man ihm zu verstehen, wie unanständig es ihm sey, wenn er seinen Ruhm noch einmal gegen den König von Preußen wagen wollte. Man wollte seine glänzenden Verdienste zur Eroberung Englands gebrauchen. Dieses Unternehmen würde ihm weit mehr Ehre bringen, als wenn er sich mit einem elenden Marggrafen von Brandenburg herumschlüge.

Was den Herzog von **Richelieu** betrift, so hatte er von seinen Thaten wenigstens den Vortheil, daß er seinen Beutel in dem Kriegszuge wider Hannover vortreflich gespickt hatte. Dies war in Paris zu bekannt, als daß man nicht Gelegenheit zu Spöttereyen daher hätte nehmen sollen. Denn als der Herzog nach seiner Rückkunft in einem höchstprächtigen Kleide bey Hofe erschien und der König die reiche Stickerey

daran bewunderte, antwortete einer von den Hofleuten: Sire, es ist nur deutsches Gold. Ingleichen hatte er nahe an seinen Palast einen kostbaren Pavillon gebauet, welchen er den Namen den Pavillon von Mahon gegeben hatte; allein die Pariser nennen ihn nur den Pavillon von Hannover.

Der Graf von Clermont, der diesen Held in dem Commando ablösete, war Abt zu Saint Germain des Prez mit einem Einkommen von etwa 100000 Thalern. Weil er nun fand, daß seine jährliche Ausgaben seine Einnahmen doppelt überstiegen, und er auch sahe, wie sehr der Herzog von Richelieu seine Oekonomie in Deutschland verbessert hatte; so wurde er begierig, sich das Commando der französischen Truppen in Deutschland zu verschaffen. Die knechtische Art deren er sich bedienete, die Pompadour zu gewinnen, war hinlänglich seine Wünsche zu befriedigen. Der verdiente Herzog von Bellisle, der die Fähigkeiten dieses Benedictiners vollkommen kannte, setzte sich auf das heftigste darwider. Weil er aber zum Unglück weiter nichts als die Vernunft auf seiner Seite hatte, so waren seine Vorstellungen vergebens. Kurz der Abt von Saint Germain gieng hurtig nach Deutschland ab, und brachte mit eben der Hurtigkeit das Kriegsheer aus Hannover zurück; ob er gleich seiner Geschwindigkeit ohnerachtet, vom Herzog Ferdinand eingeholet, und bey Crevelt geschlagen wurde.

Die untern Befehlshaber und gemeinen Soldaten haben in dieser berühmten Schlacht, dem eignen Geständnis ibrer Feinde nach, alles gethan, was man von der Tapferkeit verlangen kann. Und wer weiß ob den Alliirten der Sieg so leicht geworden wäre, wenn der würdige geistliche Held während der Schlacht etwas mehr gethan, als seine Bouteille mit der größten Zufriedenheit getrunken hätte. Auf dem linken Flügel, den der Graf von Saint-Germain commandirte, war das Gefecht am hitzigsten, besonders kam der Graf von Gisors, ein Sohn des würdigen Herzogs von Bellisle, mit den Carabiniers sehr ins Gedränge, wobey er auch getödtet wurde. Als dem Grafen von Clermont, der eben bey der Tafel saß, die Gefahr der Carabiniers gemeldet wurde, sagte er anstatt ihnen Verstärkung zu schicken, weiter nichts, als: „nun wollen wir doch sehen, wie sich das Söhnchen des Premierministers aus dieser Patsche heraushelfen wird.„ Jeder wird hierin leicht Züge der Rachbegierde gegen den Herzog entdecken, der ihm bey seiner Beförderung zum Commando so hinderlich gewesen war. Nachdem nun der Benedictiner das französische Kriegsheer bis an die Grenzen von Frankreich, so gut als ihm möglich gewesen war, zurückgeführet hatee, so gieng er dem Weg seiner Vorgänger, wurde nach Paris zurück berufen und erndtet daselbst die Früchte seines Ruhms ruhig ein.

Niemand konnte begreifen, warum der Marquis

quis von Contades die Ehre hatte, den ehrlichen Geistlichen in der obersten Befehlshaberstelle abzulösen. Allein die Pompadour wollte es, das war gnug. Als er durch ihre Vermittelung zum kommandirenden Feldherrn ernannt worden, fuhr er nach Versailles, sich zu den Füssen der Marquisin zu werfen, und den zweiten Besuch bekam erst der König, der ihm doch diese augenscheinliche Unvorsichtigkeit im geringsten nicht übel nahm.

Wohl niemals hat ein Feldherr so vielen vorläufigen Lerm von seinen künftigen Siegen gemacht, als dieser Marquis den Winter über vor seiner Abreise zur Armee in Paris verursachte. Er gab die stärksten Versicherungen daß er Sr. großbrittannischen Maj. alle ihre Herrschaften auf dem festen Lande abnehmen wollte. Selbst das Frauenzimmer ersuchte ihn, er möchte ihnen doch einige Stücke von dem hannöverschen Kopfputze, als etwas Sonderbares überschicken. Doch das Unglück wollte, daß er an deren statt ungefähr 20000 Hüte, die á la mode de France aufgestutzt waren, bey Minden auf dem Schlachtfelde lassen sollte.

Das schlechte Glück aller dieser Feldhern gab den Spöttern zu Paris reichen Stof ihren Witz auf Kosten der Ehre Frankreichs zu üben. Hier ist ein Beyspiel davon:

Bateaux plats à vendre,
Soldats à louer;

Ministres

Ministres à pendre,
Généraux à rouer.
O France! le sexe femelle
Fit toûjours ton Destin!
Ton bonheur vint d' une Pucelle,
Ton malheur vint d' une Catin.

Hier sind platte Schiffe zu Kauf,
Soldaten im Pacht zu bestehn,
Minister zum Strange vollauf,
Heerführer zum Richtplatz zu gehn.

O Frankreich, es kam dein Geschick
Doch immer von Weibern noch her!
Ein Mädchen war ehmals dein Glück,
Ein Käthchen macht jetzt dein Besch wer.

Ich habe hier einige Züge von den Gemälden der fünf ersten Feldherrn Frankreichs in Deutschland angebracht, so wie sie uns von einem Schriftsteller geschildert worden, dessen Werk auf die Ewigkeit zu kommen verdienet. Durch die Bekanntmachung solcher Umstände wird man in den Stand gesetzt, Dinge einzusehen, die ohne ihnen ein Geheimnis bleiben, und der Nachwelt zur Aufklärung der Geschichte unsrer Zeiten unentbehrlich nöthig sind. Man setze dabey die Betrachtung fort, die ich zu Anfang des dritten Capittels angefangen habe, so wird man noch einen Nutzen haben, der diesem so ziemlich die Wage halten wird.

Siebentes

Siebentes Capitel.

Von dem Kriege zwischen Preussen und Oestereich.

Vor einigen Jahren kam einer von den stolzen Engländern, die man in England Olde Britons nennet, auf seiner Reise nach Berlin und hatte daselbst die Ehre, einige Augenblicke mit Sr. Majestät zu sprechen. Der König, der durch Neigung und Gewohnheit für den Despotismum äusserst eingenommen ist, tadelte die brittannischen Gesetze, die dem Unterthan das Recht geben, wider seinen Oberherrn zu streiten. Der Engländer aber suchte die Gewohnheit seines Landes zu vertheidigen. O! versetzte der König, indem er ihn unterbrach, **wenn ich nur ein Jahr König von England wäre, so --- ---** **Aber, Sire,** unterbrach ihn der Britte, **mit Ihren Grundsätzen würden Sie es nicht einen einigen Tag bleiben.**

Der Engländer kann Recht haben. Allein eben dieser Despotismus ist es doch, der das Glück und den Glanz der preußischen Staaten gemacht hat. Ohne die militärische Regierungsart, die seit etlichen Regierungen daselbst eingeführet ist, würde das Haus Brandenburg gewis noch jetzt eben so unvermögend seyn, als es unter den schwächsten Churfürsten jemals gewesen.

Friedrich Wilhelm war der erste Churfürst, der ein Heer in seinen Diensten in gehöriger Mannszucht unterhielt. Allein es war noch nach der

der damaligen Art bewafnet und geübt, und die Reuterey führete oft grob Geschütz mit sich. Im Jahr 1672 hatte der Churfürst 23562 Mann; er vermehrte sie aber bis auf 26000. Bis 1676 wurden die Truppen schlecht bezahlt und gehalten; in diesem Jahre aber ward die Accise eingeführt und zur Kriegskasse geschlagen. Die Reuterey hatte damals noch die völlige alte Rüstung. Sie konnte fast nicht in Ordnung gehalten werden, weil sich jeder Cavallerist selbst mit Pferden, Kleidern und Waffen versahe.

Unter **Friedrich** dem ersten Könige von Preussen, wurden die Truppen bald vermehrt, bald abgedankt, bald wieder vermehrt; je nachdem die fremden Hülfsgelder ansehnlich oder gering waren. Bey seinem Tode 1713 bestand die ganze Armee ohngefähr aus 30000 Mann. Zu Anfange dieses Jahrhunderts wurden die Piken abgeschafft, worauf man bisher so viel gehalten hatte, und an deren statt die spanischen Reuter gebraucht. Man führte statt der Musketen nunmehr auch die Flinten ein, weil die Lunten oft vom Regen ausgelöscht wurden. Unter der Regierung dieses Königs wurde die Kriegszucht der Truppen immer besser, denn sie wurden in den italiänischen und flandrischen Feldzügen immer geübter.

Der Marggraf **Philip**, Großmeister der Artillerie war der erste, der große Leute zu Soldaten suchte. Die Grenadier seines Regiments hatten eine mehr als gewöhnliche Länge. Der

Fürst

Fürst von **Anhalt** folgte seinem Beyspiel und der Kronprinz ahmete ihm auch nach, und man fieng nunmehr an nur große und starke Leute in Dienst zu nehmen. Die Infanterie war auf ihren Märschen entsetzlich bepackt. Ausser ihrem Gewehr und Mantel, musten sie noch ihr Gezelt, ihren Renzel nebst den spanischen Reutern tragen.

Der Fürst von Anhalt lernete in den Feldzügen sowol im Reich, als in Italien und Flandern das Kriegshandwerk gründlich. Er lies die Truppen eine genaue Mannszucht beobachten und hielt ungemein scharf über die Subordination, worin die ganze Stärke der Armee bestehet. Allein seine Aufmerksamkeit erstreckte sich blos auf das Fusvolk und die Reuterey wurde verabsäumet.

König **Friedrich Wilhelm** vermehrete bey Antritt seiner Regierung den Sold der Soldaten, indem er ihn monatlich auf 2 Rthlr. setzte, da sie bisher nur anderthalb bekommen hatten. Er vermehrte seine Truppen ansehnlich and vertauschte einsmals zwölf Gefässe von japanschen Porcellan gegen ein Dragonerregiment, welches der König von Polen abdanken wollte. Der Oberste Wensen bekam es, und man nannte es nachher nur das Porcellanregiment. Nach allen Vermehrungen war die Armee 1740 72000 Mann stark.

Der Fürst von Anhalt, der die Kriegskunst wie ein Handwerk erlernet hatte, bemerkte, daß man von den Flinten nicht allen Nutzen hatte,

den man daraus ziehen konnte. Er erfand daher die eisernen Ladestöcke und brachte den Soldaten eine unglaubliche Geschwindigkeit bey. Seit 1733 feuerte das erste Glied mit aufgepflanzten Bajonetten.

Gegen 1730 gieng die Liebe zu großen Soldaten so weit, daß es die Nachwelt kaum glauben wird. Der gewöhnliche Preis eines Kerls von 5 bis 10 Zoll rheinländischen Maasses war 700. Einer von 6 Fuß wurde mit 1000 Rthlr. bezahlt und so stieg der Preis mit jedem Zoll der Länge. Der Kleinste in der ganzen Armee hatte 5 Fuß 6 Zoll.

Die Reuterey bestand ebenfals aus großen Leuten, die auf ungeheuren Pferden ritten. Es waren Colossen auf Elephanten, die weder Uebungen machen noch streiten konnten. Sie waren nicht Meister von ihren Pferden, und ihre Officiere hatten keine Begriffe von dem Kriegsdienste.

Zu Anfang der Regierung **Friedrich Wilhelms** war man auf die Ordnung der Regimenter und auf die Mannszucht bedacht gewesen. Man ward bald damit fertig und nunmehr fieng man an auf Nebendinge zu denken. Der Soldat lakirte seine Flinte, seine Patrontasche und seine Scheide; der Reuter seinen Zaum, seinen Sattel und sogar seine Stiefeln. Die Mähnen der Pferde waren mit Bändern geflochten und endlich artete die nützliche Reinlichkeit in einen lächerlichen Misbrauch aus. Hätte der Friede länger

länger als bis 1740 gedauert, so würde man Mann und Pferd noch gewis geschminkt und mit Pflästerchen belegt haben.

Ohnerachtet allen Misbrauche war das Fußvolk gut. Allein die Reuterey war gänzlich vernachläßiget. Der König hielt nicht viel von ihr und der Fürst von Anhalt hatte ähnliche Vorurtheile.

So sahe es ohngefähr mit dem Soldatenwesen in den brandenburgischen Staaten bis 1740 aus. Es ist bekannt, was Se. Majestät für Veränderungen mit demselben vorgenommen und wie sie vermittelst dieser Veränderungen alle mögliche Vortheile von demselben gezogen haben. Die große Grenadiergarde ward abgedankt, eine neue Garde de Corps zu Pferd aufgerichtet und in den ersten Wochen der Regierung des Königs ward die Armee mit 10000 Mann vermehrt.

Zu Ende des Feldzugs 1742 bestand die Preußische Kriegsmacht aus 53 Regimentern und 100 Battaillons, zusammen aus 75894 Mann zu Fuß. Die Cavallerie bestand aus 61 Escadrons Reutern, 70 Escadrons Dragonern, 24 Escadrons Husaren, zusammen aus 25278 Mann, folglich die ganze Armee aus 111172 Mann. Diese Macht kostete monatlich zu verpflgen 545120 Rthlr. jählich aber 6541440 Rthlr.

Nach dem zweyten schlesischen Krieg zu Anfang des 1746. Jahrs belief sich die preußische

Armee zusammen auf 143759 Mann, nämlich aus 84660 Mann zu Fuß, 13 Regimentern Dragonern, 13 Regimenten Cürassiers und 8 Regimentern Husaren.

So wurde die Armee fast mit jedem Jahre zahlreicher gemacht und die Kriege des Königs gaben ihm Gelegenheit die Fehler in den Uebungen zu entdecken und zu verbessern; bis er es darinn auf den Grad der Vollkommenheit gebracht hat, daß derjenige, den man noch vor zwanzig Jahren mit sechs Regimentern aus Schlesien jagen zu können hofte, nunmehr dem halben wider ihn verbundnen Europa die Spitze bieten kann.

Ich bin nicht willens eine zusammenhängende Geschichte dieses Kriegs zu schreiben. Ich will blos einige einzele und abgesonderte Anmerkungen beybringen und Umstände erzählen, die zuweilen klein, aber dennoch lehrreich und interessant sind.

Im Jänner 1757 kam eine Schrift zum Vorschein, worinn der Verfasser beweisen wollte: **daß das Königreich Böhmen dem Könige von Preußen gehörete.** Er leitete dies Recht aus den Zeiten der Prinzessin Margaretha her, die an den brandenburgischen Marggraf **Johann** 3 vermählet war. Man gab preußischer Seits vor, es sey solches eine Erfindung eines Uebelgesinnten, und lies die Schrift verbrennen.

Bey der Pragerschlacht hatte die österreichische

sche Armee eine solche votheilhafte Stellung, daß sie auch glaubte, sie könnte unmöglich angegriffen werden. Als daher die Preußen aufmarschirten, verboten der Prinz Carl und der Feldmarschall Broune der Armee ins Gewehr zu treten und der Cavallerie aufzusetzen. Gaben aber dabey Ordre die Zelter abzubrechen und aufzupacken, und nichts als die Patrontaschen umzuhängen mit den Worten: „Sie wollten den Preußen blos zeigen, daß sie da stünden. Die Preußen müßten rasend und toll seyn, wann sie sich bey dieser Gelegenheit nur in die Gedanken einfallen liessen, aufzumarschiren, und so sie es ja thäten, so müßte Gott ein Wunder thun, wenn von den Prußen eine Seele übrig bliebe.„ ---- Und siehe, die Preußen waren so rasend und toll, es blieb, ohne daß sich Gott hätte die Mühe nehmen dürfen, ein Wunder zu thun.

Bey der bald hernach von den Preußen verlohrnen Schlacht bey Planian oder Collin, wurde die Schuld von ihnen auf die daselbst befindlichen ungeheuren Berge geschoben, ohnerachtet der Reichshofrath diese vorgegebenen Berge feyerlich für plattes Land erkläret hatte. In meiner Charte sind zwar um Planian herum lauter Berge verzeichnet, allein das ist kein Wunder, denn es ist eine ketzerische Charte, uud hätten die preußischen Zeitungsschreiber nicht bald von ihren Bergen still geschwiegen, so wäre es ein leichtes gewesen, sie durch einen förmlichen Reichsschluß in ebene Fläche zu verwandeln. Wie viel

krummes hat man nicht sonst schon in diesem Kriege gerade gemacht.

Als das französische Kriegsheer auf die preussischen Staaten los drang, wollten die dabey befindlichen Schweitzerregimenter nicht wider die Preußen fechten und der Oerste Lochman widersetzte sich mit vieler Freymütigkeit. **Wozu sind denn**, fragte ihn der Prinz von Soabise, ganz ungehalten, **die Schweizer nütze? Ihren Abzug zu decken**, gnädiger Herr, antwortete der Oberste, **wenn sie sich etwa zurück ziehen sollten.**

Nicht lange vor der berühmten Rosbacher Schlacht bekam der König bey seinem Uebergang über die Saale zwey unangenehme Nachrichten auf einmal. Die eine betraf den Einfall der Schweden in Pommern und die andre den Tod des Generals von **Winterfeld. Wider die Menge meiner Feinde,** sagte der König, **werde ich Mittel finden; aber ich werde wenig Winterfelde wieder antreffen.**

In dem Scharmützel bey Gotha wurden einige französische Proviantofficiers gefangen genommen, wovon zwey dem Könige folgendes Gedicht überreichten:

Deux François, Commis au Fourage,
Vous le ſavez, ſont Vos captifs,
Et de Vos huſards trop actifs
Ont eſſuïé l' affreux pillage.

Ah!

Ah! plaiſe à Vôtre Majeſté
De nous rendre la liberté!
Certes, Grand Roi, pour Vôtre Gloire
De tels captifs ſont des Zeros;
Mais en ſignant leur Demiſſoire
Vous graverez dans leur Memoire
Qu' en tout FREDERIC eſt un Heros.

D. i. Zween franzöſiſche Fourageſchreiber ſind, wie Ew. Majeſtät wiſſen, Deroſelben Gefangene, und haben von Dero allzugeſchäftigen Huſaren eine harte Plünderung erlitten. Ach möchte es E. Majeſtät gefallen, uns die Freyheit wieder zu geben. Gewis, großer König! für Dero Ruhm ſind ſolche Gefangene nur Nullen: wenn Sie aber ihre Entlaſſung unterzeichnen, ſo werden ſie ihrem Andenken einprägen, daß **Friedrich** in allem ein Held iſt.

Dieſes Gedicht brachte ihnen auch ihre Loslaſſung zuwege.

Nach der Schlacht bey Rosbach ließ der Kaiſer aus Reichsväterlicher Huld alle Stände und Höfe Ermahnungsſchreiben ergehen, ja nicht in dem Eifer wider den König in Preuſſen nachzulaſſen. Es wurde darinn geklagt, es ſey dem Herzog von Hildburghauſen aufgetragen worden, den König von Preußen zu ſchlagen; aber dieſer böſe König ſey ſo hartnäckig geweſen, daß er ſich nicht einmal voneiner dreymal ſtärkern Armee habe wollen überwinden laſſen, ſondern ſich ſogar unterſtanden habe, die

vereinigte französische und Reichsarmee zu schlagen. Welche Verwegenheit!

Man hat von dieser Battaille so viele Lügen in die Welt hineingeschrieben, daß ich aus Liebe zur Wahrheit und aus Sorgfalt für die Nachwelt nicht umhin kann, die authentische Nachricht davon hier aufzubehalten, die der Wiener Hof davon bekannt machen lassen. Sie ist ein Muster der Kürze und Unpartheylichkeit. Hier ist sie:

„Der Prinz von Soubise und der Prinz von Hildburghausen griffen den König von Preussen den 5ten November tapfer an; aber die Nacht übereilte sie, ehe sie mit ihm fertig werden konnten. Sie hielten also für gut, zurück zu gehen und thaten es auch, ohne erheblichen Verlust und ohne verfolgt zu werden. Sie paßirten die Unstrut, und zogen sich durch Thüringen zurück, um die hinter ihnen liegende Reichslande wider die gewaltsamen Einfälle dieses Königs zu bedecken!

Der böse König von Preußen trieb gleich nach der Rosbacher Schlacht seine Verwegenheit noch weiter. Er gieng sogar nach Schlesien, und unterstand sich, die Oesterreicher zu schlagen. Als die Preußen bey Leuthen aufmarschirten, wurde einem Soldaten vom Forcadischen Regiment ein Bein abgeschossen. Dieser stoische spartische Held stützte sich auf zwey Gewehren, als auf Krücken, und rief seinen vorüber marschirenden Cameraden mit dem muntersten Gesicht zu: **Es geht alles gut, marschiret nur tapfer zu.**

Als

Als gleich darauf das Dorf Leuthen von den Preußen erobert wurde, hörte einer von ihnen jemand in einer Scheure winseln. Er gieng hinein und fand einen österreichischen Officier, der tödtlich verwundet war. Er fragte ihn, womit er ihm dienen könnte, er hörete aber nichts von ihm als eine abwechselnde Wiederholung der Worte: Ach, was wird die arme Fra sagen! die arme Fra, was wird sie sagen! Ich führe diese zwey Beyspiele blos deswegen an, damit meine Leser daraus die Verstockung der Preußen und die fühlbare Menschlichkeit der Oesterreicher abnehmen mögen.

Ich kann hier nicht umhin eine merkwürdige Stelle aus einem Briefe anzuführen, den um diese Zeit ein Freund in Paris an einen französischen Officier in Niedersachsen schrieb: „Ich sage Ihnen nichts übertriebenes, hies es, wenn ich Ihnen melde, daß die bey uns herrschende natürliche Freyheit, seine Herzensmeinung zu entdecken, sich durch die Urtheile von den Angelegenheiten in Deutschland genugsam erkennen lasse. Die Achtung, welche man hier für den preußischen Monarchen hat, gleichet bey nahe der, die wir unserm eigenem geliebten Könige schuldig sind. Die Eifersucht der Franzosen lässet keinesweges bey ihnen den rechten Geschmack verschwinden, dessentwegen diese Nation bekannt ist. Wir sind so fantastisch nicht, daß wir den wahren Verdiensten nicht sollten Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Wundern

Sie sich nicht, mein Freund! daß Frankreich die Feindseligkeiten wider einen von ihm so hochgeschätzten Fürsten fortsetzet. Dies geschiehet keineswegs ihn zernichten zu helfen, sondern blos ihm noch mehrere Gelegenheit zu geben, seine ausserordentliche Größe der Welt zu zeigen. Wir halten übrigens dafür, daß wir uns bereits unsrer Verbindlichkeit entlediget, indem wir alles, was uns möglich gewesen, beygetragen haben, augenscheinlich zu beweisen, daß das Alterthum keinen Vorzug vor unserm Jahrhundert habe, sondern daß auch wir anjetzo lebende uns ebenfalls eines der allergrößten Helden rühmen können.„

Mit dem Anfang des folgenden Jahres trieb der Reichshofrathsvergessene König von Preußen seine Unbiegsamkeit so weit, daß er gar nach Mähren gieng und Olmütz belagerte. Als man in langer Zeit nichts von der preußischen Armee gehöret hatte, bat der Marquis d'**Argens**, der von dem Könige jederzeit einer besondern Vertraulichkeit gewürdiget worden, denselben einmal in einem Briefe, ihm doch etwas neues von der Armee zu berichten. **Ich wolle**, antwortete ihm der König, **euch gerne etwas neues schreiben, mein lieber Marquis, aber es ist aufs schärfste verboten, in sechs Wochen nicht das geringste von der Armee zu schreiben.**

Weil ich doch einmal in das excerpiren der Briefe gekommen bin, so will ich noch eine

Stelle

Stelle aus einem Schreiben aus **Dresden** anführen, welches gleich nach dem berühmten Sieg der Russen über die Preußen bey **Zorndorf** geschrieben worden. „Unser berühmter Beschützer, lautete es, der österreichische **Fabius Maximus**, welcher vorher mit seiner großen Macht nicht die weit geringere preußische Armee, sondern den Vorrath unsrer armen Landleute verschlungen, schickt sich nun zum Abzuge. Niemand kann die weisen Absichten des großen Feldherrn in diesen krebsgängigen Manöuvres ergründen. Vielleicht sind es Folgen von der großen Victorie, welche die Russen über die Preußen bey Zorndorf erfochten haben. Was gewiß ist, ist dieses, daß wir dieses Jahr aller von unsern Alliirten erfochtenen Vortheile ohnerachtet, noch viel entfernter von unsrer Befreyung sind, als vor dem Jahre. Wer weis, wozu es gut ist. --- Die Gedult zerreist mir, ich kann diesen Gottes- und Daunslästerer unmöglich länger nachschreiben; denn hinten fängt er gar an von den Ausschweifungen, Plünderungen und Grausamkeiten der Oesterreicher zu reden. O, tempora! O, mores!

Ich habe in diesen Blättern einige kleine Nachrichten, oder sogenannte Anecdoten von dem bisherigen Kriege angeführet, und ich könnte ihre Anzahl bis ins Unendliche vermehren, wenn ich vor jetzo willens wäre Tischreden der christkatholischen Fama zu schreiben. Indessen kann es künftig geschehen, wenn das Publi-

cum dieses Werkchen einer geneigten Aufnahme würdigen wird und in diesem Fall würde jenes größere Werk wol so ein paar Bände in Folio ausmachen. Als ein Supplement könnten demselben in noch ein paar Folianten die Traumgeschichte des großen Helden, des berühmten Graf D. . beygefügt werden, die ganz erbaulich und artig zu lesen sind. Doch, wie gesagt, wird es alles auf die Aufnahme der gegenwärtigen Schrift ankommen. Vor dismal habe ich meinen Lesern weiter nichts zu sagen, als daß ich mich ihrer Gewogenheit empfehle und zwar mit dem tiefsten Reverenz von der Welt.

Anhang.

Zwey Gedichte
wider und für den
König von Preußen
mit Anmerkungen.

* * * * * * * * * * * * * * * *

Aus dem Französischen.

Vorrede

des Herausgebers.

Die Antwort, welche Herr Sincere auf den Angrif des Herrn Metastasio verfertiget hat, ist nicht gemacht worden, um öffentlich bekannt zu werden. Demohnerachtet habe ich dessen für würdig geachtet und geglaubt, das Publicum würde mitten unter so vielen Waffenkriegen auch mit Vergnügen einen Federkrieg sehen. Die Sache ist in guten Händen; wir können noch weit wichtigere Arbeiten davon hoffen. Der kaiserliche Dichter glänzet seit langer Zeit in der ersten Sphäre seiner Kunst, und der unbekannte Vertheidiger, der sich unter dem Nahmen Sincero verborgen hat, scheinet bey seinem freyen und unerschrockenen Betragen sich dafür nicht gefürchtet zu haben. Wir werden folglich etwas gutes sehen; und dies ist einer der Bewegungsgründe, die mich bewogen haben, diese

zwey

zwey Stücke bekannt zu machen. Lies geliebter Leser und erwarte aus meiner Druckerey die Fortsetzung dieses Kriegs, die von Seiten des österreichischen Dichters aussenbleiben kann; denn mein Bekannter hat mir sagen lassen, daß er seinem Gegner niemals einen Fußbreit weichen wollte *). Wenn es ihm gereuet, gut! dieser Federkrieg kann durch diese einige Schlacht geendiget werden. Wir werden es sehen; der Anfang ist nicht übel. Gott befohlen.

Schreiben

*) Indessen ist doch der österreichische Dichter der erste gewesen, der diesen Streit abgebrochen hat.

Schreiben an Herrn Professor M*** zu G*** den 14. Dec. 1757.

Der berühmte Metastasio, Mein Herr! hat, um der Kaiserinn seine Aufwartung zu machen, ein Gedicht wider den König in Preußen verfertigt. Die Erfindung ist groß, die Ausführung geschickt, die Schreibart edel, und der Ausgang so boshaft, als er nur seyn können. Einer Ihrer Freunde, der kein Poet von Profeßion ist, aber dennoch sehr stark denkt, und sich weit erhabner ausdruckt, als der kaiserliche Poet, hat dieses Stück gestern von Cassel durch des Herrn Baron von Palm erhalten, der sich zu Giessen aufhält; er hat es für seine Schuldigkeit gehalten, es zu beantworten, und diese Antwort hat er aus dem Stegereif verfertiget. Er hat in der Arbeit des Hrn. Metastasio einen Fehler im Schliessen und einen Mangel heroischer Empfindungen entdeckt. Er hat ihm in der strengsten Form geantwortet; er hat eben dieselbe Erdichtung, dieselbe Versart, dieselben Gedanken, dieselbe Ausführung, dieselben Reime, nnd fast eben dieselben Worte beybehalten, und dennoch den österreichischen Dichter totaliter geschlagen. Und dies hat er dadurch bewerkstelligt, daß er ihm die Waffen aus der Hand gerissen, und sie wider seinen Gegner gerichtet hat. Es würde etwas ausserordentliches seyn, wenn unser Verfasser dabey vollkommen glücklich gewesen seyn sollte. Ich habe die Ehre, Ihnen die zwey Stücke hier zu übersenden, urteilen sie selbst davon, Adieu.

Der Schatten Carls 12. Königs in Schweden, erscheint Friedrich 2. König in Preußen.

Ein Sonnet von Metastasio.

La ſueca Ombra di Carlo, allor che bruna
Notte ſedea ſu le guerriere tende,
Apparve al Pruſſo, e diſſe: Or tutte aduna
Le tue falanci, e deſta l' ire orrende.

Ed or che arride a te l' ora opportuna,
Uſa l' ardire, onde il tuo ſcampo pende.
Dell' armi la volubile fortuna
Sai come cambi ognor tempi e vicende.

Fa ch' io riviva in te. Veggo vicine
Vittorie illuſtri, e forti ſquadre oppreſſe,
E regni involti nelle lor ruine.

Porta dovunque vai, terrore e ſcempio.
Sparve; nè dire oſò, come ei cadeſſe,
Dè troppo audaci Rè miſero eſempio.

Friedrich

Friedrichs 2.
Antwort an den Schatten Carls 12.

Ein Sonnet von Sincero.

Ferma, Carlo, un momento; or che la bruna
Notte loco à parlar ci fà in ſte tende,
M' accorgo ben da gli atti, e veggio aduna,
Non già conſorti, tue minaccie orrende.
Che tu revivi in me? ora opportuna
Ch' io tenti audace, onde il mio ſcampo pende?
Sai quanto debba io poco alla Fortuna,
Sai che appreſi à regnare anco in vicende.
Non fù il tuo caſo tal. Con le vicine
Genti e rumore vuol mie poche oppreſſe
La vergognoſa Europa in gran ruine.
Pur vinco: nè già porto alcuno ſcempio.
Spariſci? e che tua vita poi cadeſſe?
O de l' ombre e vapor miſero eſempio!

Anmerkungen des Herausgebers.

Die italiänische Sprache ist nicht so bekannt als die französische; sie ist noch sehr frey und reich zur Poesie. In diesem Stück übertrift sie nicht nur die übrigen heutigen Sprachen, sondern auch die lateinische und in manchen Fällen gar die griechische. Daher kommts, daß sich wenig fremde Leser finden, welche die italiänische Poesie hinlänglich verstehen und ihr einen Geschmack abgewinnen, besonders der lirischen und der erhabenen. Diese Betrachtung hat mich zu den Entschluß gebracht, den Krieg der beyden Dichter hie in wenig Worten zu erzählen, damit auch diejenigen ein Licht bekommen, die keine vollkommne Kenntnis von der italiänischen Sprache haben.

2. Hier ist der Inhalt von den Gedichten des kaiserlichen Poeten: „Schon hatte sich die braune Nacht auf die kriegerischen Gezelte gesetzet, als der Schatten des schwedischen **Carls** 12. dem Preussen erschien und zu ihm sprach: Auf **Friedrich**! Versammle alle deine tapfern Haufen und erwecke deinen erschrecklichen Zorn. Die Stunde ist bequem; gebrauche dich der Kühnheit, durch sie allein kannst du entwischen. Du weist wie sehr das unbeständige Glück der Waffen die Zeit und die Umstände ändert. Mache, daß ich in dir wieder auflebe; ich sehe in der Nähe berühmte Siege und tapfere unterdrückte Schaaren; ich sehe Königreiche

nigreiche, die in ihr Verderben gestürzet sind. Verbreite aller Orten, wo du hinkömmst, Schrecken und grausame Strafen. Nach diesen Worten verschwand der Schatten des Schweden; er wagte es nicht zu sagen, auf welche Art er starb. Elendes Beyspiel allzukühner Könige!„

3. Dies ist das Sonnet des Oesterreichers. Es ist wahr, ich finde große poetische Schönheiten darinn; aber auch, mit Erlaubnis des berühmten Verfassers, wenig gesunde Vernunft. Denn vors erste, sagen sie mir doch, ich bitte sie, warum muste er eben Carln 12. einführen, um Friedrich 2. Muth einzusprechen? Der Schwede rühmet sich, die Händel der jetzigen Zeit zu wissen; aber eben die schwedische Nation gehöret mit zu den Feinden des Preußen, und wie hat wol Carl den Friedrich aufmuntern können, sie mit den andern zu schlagen? Dieser Gedanke scheinet mir im geringsten nicht scharfsinnig zu seyn. 2. Der schwedische Held will den preußischen überreden, zu dem Ende ermahnet er ihn, seinem Beyspiel zu folgen. Wie? Hat Friedrich 2 nöthig, sich nach dem Beyspiel Carls 12. vollkommen zu machen? 3. Es ist ziemlich seltsam, einen Held durch ein nicht nur sehr verschiedenes und weit unter ihm befindliches, sondern auch sehr unglückliches Muster zu großen Unternehmungen aufmuntern zu wollen. 4. Man könnte antworten, daß man durch das vorgelegte Bey-

spiel drohen, nicht aber aufmuntern wolle. Gut; aber wenn man ihm Furcht einjagen will, warum sagt man denn dem Friedrich blos, daß er dem Carl nachahmet? Warum giebt man ihm nicht auch zu überlegen, daß er tausendmal mehr Feinde auf dem Halse hat, als der König von Schweden hatte? 5. bemerken sie einen noch wesentlichern Fehler. Man will die Tapferkeit eines Helden überreden, man will ihn sogar zur Künheit oder vielmehr zur Verwegenheit bewegen, und diese ganze Ueberredung eines Helden geschiehet durch einen andern Held; indessen will man diesen Held bewegen, seine Feinde in der Nacht anzugreifen: ist das nicht ausserordentlich heroisch; 6. Noch mehr. Man will einen Held furchtsam machen und man drohet ihm doch, ihn mitten unter großen Thaten sterben zu lassen. Ein jeder anderer Dichter, der nur die geringste Kenntnis von dem Heldenmuth gehabt hätte, würde nichts davon gesagt haben; er würde den Held mit der Schande, mit dem Unglück seines Volks, mit den Widerwärtigkeiten seiner Bundsgenossen und Freunde, oder mit einem andern ähnlichen Uebel bedrohet haben, welches ein so grosses Herz hätte rühren können. Der österreichische Gegner entdeckt seine Begrife von dem Heldenmuth zu sehr. Doch wir wollen davon schweigen; wir wollen auch die Antwort hören, die der unpartheyische Dichter dem Könige von Preußen in den Mund legt.

4. „Verschwinde nicht sobald, geliebter Carl; halte dich einen Augenblick auf; die braune Nacht giebt uns Gelegenheit uns in unsern Gezelten zu unterhalten. Ich merke wol an dir, daß du gekommen bist, mir eine schreckliche Furcht einzujagen, nicht aber mich zu trösten, und in der Wahrheit, warum sagest du zu mir, daß ich mich bestrebe, dich in mir wieder aufleben zu lassen? Dis ist sehr höflich; ich danke dir von Herzen für die gute Meynung, die du von dir selbst hast. Indessen will mir dein Rath nicht gefallen, den du mir giebst, mich mit Kühnheit der Stunden der Nacht zu bedienen, weil ich, wie du sagst, nicht anders als durch Kühnheit entkommen kann. Ach mein Freund! du kennest mich noch nicht. Du solltest wissen, wie wenig ich dem Glück zu verdanken habe, und daß ich alle Künste zu regieren besas, ehe ich noch den Thron bestieg; ich habe Beyspiele davon abgelegt, selbst im Unglück. Laß uns frey reden: mit dir war es nicht so, mein Freund. Siehe Europa, welches sich nicht schämet, mir alle Arten von Fallstricken zu legen und so viele Verrätherereyen wider mich anzuspinnen; eben so wenig erröthet es über seine Bemühung, meine wenige Unterthanen unter dem grausamsten Verderben zu unterdrücken; es greift mich an, und will mich durch nahe und ferne Nationen ausrotten. Indessen siege ich; und Carl, laß es dir nicht verdriessen, ich trage keine Verwüstung, keine grausame Ra-

che mit mir herum, die es dir gefallen mir zu rathen. Aber was sehe ich? du verschwindest? Und du willst mich an die Art deines Todes erinnern? Ach, ich merke es, du bist weiter nichts als ein Phantom; du schwatzest, wie ein Traum bey vollem Magen; das ist gewis ein mitleidenswürdiges Bild.„

So weit gehet der Krieg dieser zwey Herren. Ich rathe meinen Lesern, ihre Gedichte in der Originalsprache selbst zu lesen, um die Vorsicht, Angriffe, Bemühungen und selbst die Stärke dieser zwey Fechter zu sehen; oft hängt die Wirkung eines Streichs blos von der Geschicklichkeit und guten Stellung desjenigen ab, der ihn thut, demohnerachtet wird jeder vernünftiger Leser zugeben müssen, daß der österreichische Fechter in aller Form geschlagen worden.

Inhalt.

Einleitung. S. 1.

Erstes Capitel.
Von dem königlichpreußischen Hofe. S. 15.

Zweytes Capitel.
Von dem sächsischen Hofe. S. 34.

Drittes Capitel.
Von dem königlichfranzösischen Hofe. S. 42.

Viertes Capitel.
Ursachen des gegenwärtigen Krieges. S. 53.

Fünftes Capitel.
Von dem Seekrieg zwischen England und Frankreich. S. 72.

Sechstes Capitel.
Von dem Kriege zwischen den Franzosen und Alliirten in Deutschland. S. 83.

Siebentes Capitel.
Von dem Kriege zwischen Preußen und Oesterreich. S. 91.

Anhang

Anhang.

Zwey Gedichte wider und für den König in Preußen. Mit Anmerkungen, aus dem Französischen. S. 105.

Vorrede des Herausgebers. S. 107.

Schreiben an den Hrn. Professor M*** in G*** den 14. Dec. 1757 S. 109.

Der Schatten Carls 12. Königs in Schwed. erscheinet Friedrich 2. König in Preussen. Ein Sonnet von Metastasio. S. 110.

Friedrichs 2. Antwort an den Schatten Carls 2. Ein Sonnet. S. 111.

Anmerkungen des Herausgebers. S. 112.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Friedrich II., Preußen, König, 1712-1786

Geheimnisse zur Erläuterung der Geschichte unserer Zeit

[S.l.] 1761

Eur. 306
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10405840-5
VD18 14596725